UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LOS ANGELES

SERBIEN

im europäischen Kriege 1914/1915

Nach Briefen, Dokumenten und eigenen Erlebnissen, mit über 100 Original-Aufnahmen von

C. STURZENEGGER

Verfasserin von:

«SERBIEN 1912/1913»

Zweite, ergänzte Auflage.

ZÜRICH 1916
VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI

Peter I., König von Serbien,
sein Volk begrüssend.

SERBIEN

im europäischen Kriege 1914/1915

Nach Briefen, Dokumenten und
eigenen Erlebnissen, mit über
100 Original-Aufnahmen von

C. STURZENEGGER

Verfasserin von:
«SERBIEN 1912/1913»

Zweite, ergänzte Auflage.

ZÜRICH 1916
Verlag: Art. Institut Orell Füssli

Alle Rechte vorbehalten

Belgrad, Totalansicht. Links der Dom und Aufstieg zum Park und zur Festung, unten die Save.

20338505

Ministerpräsident Pasitsch im Arbeitszimmer des Regierungsgebäudes in Nisch. Umgebung und Zufahrt zu demselben über die Nischawa.

Annex
551
397

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	5
Aus der Geschichte Serbiens	7
Das Ultimatum Österreichs an Serbien	11
Der Wortlaut der serbischen Note	15
Reisebriefe: Von Zürich nach dem Balkan in stürmischer Kriegszeit via Brindisi	19
Von Patras nach Piräus-Athen	23
Von Piräus nach Saloniki	25
Von Saloniki nach Nisch	28
Balkanbriefe	32
Von Nisch nach Kragujewatz	40
Im Militärspitale zu Kragujewatz	43
Von Nisch nach Belgrad	51
Belgraderbriefe: Meine erste Nacht in der Kriegszone	53
Während einer Kanonade auf der Festung	54
In der Feuerlinie	56
Abschied von der Festung	58
Unterm speienden Aeroplan	59
Rückblicke, militärische	61
Zur Lösung der Kriegsgefangenenfrage	66
Meine dritte Reise nach Norden, zwischen Weihnachten u. Neujahr quer durch die Schlachtfelder nach Belgrad	70
Erster Tag in Belgrad	73
Eine heroische Mission	75
Am Tage vor der Schlacht auf der Ciganlia	77
Schlacht auf der Ciganlia	79
Wieder in meiner Krankenpraxis in Nisch	81
Während der Typhusepidemie im Gefangenenlager	85
Die Epidemie, ihre Eigenart	86
Meine erste Nacht bei den Flecktyphuskranken in den Isolierbaracken	90
Ursache des Flecktyphus	93
Abschied	99
Heimreise via Malta-Marseille	101

Vorwort.

Als vor just zwei Jahren Österreich sein denkwürdiges Ultimatum an Serbien richtete, da ahnte die Welt noch nicht, dass dasselbe das Signal zum heutigen Völkerkriege geben würde. Allerdings sah man mit gepresstem Herzen der Abwicklung der Dinge entgegen, aber dass nach 48 Stunden schon der Stein ins Rollen käme und dass das furchtbarste Weltdrama sich nun abspielen würde, das hätte sich die kühnste Phantasie nicht auszumalen vermögen.

Erleben erst musste die Menschheit all den tausendfachen Jammer und das nie mehr enden wollende Elend, bevor sie fähig war, zu verstehen, was Krieg ist, Krieg mit all seinen erschreckenden Nebenerscheinungen.

In welcher Weise sich diese Leiden entwickelten und wie tief sie jeden einzelnen trafen und noch heute jeden einzelnen weiter ins innerste Herz schneiden, keine Familie schonen und kein Haus, das möchte ich an Hand meiner eigenen Erlebnisse auf serbischem Boden, der Nachwelt hinterlassen.

Zürich und *Nisch,* 1914/1915.

Zur zweiten Auflage. Nachdem die erste Auflage sowohl von der Presse wie vom lesenden Publikum überaus wohlwollend aufgenommen wurde, dieselbe ausserdem bereits vollständig vergriffen ist, sieht sich die Verfasserin veranlasst, eine *zweite* Auflage in noch etwas *ergänzter* Form der Welt zu übergeben, überzeugt, dass auch diese neue Auflage wieder manches Herz treffen und für viele Anregung und Trost sein wird.

Zürich, Okt. 1916.

C. Sturzenegger,
Verfasserin von «Serbien» 1912/1913.

Aus der Geschichte Serbiens.

Nach der grossen Völkerwanderung liessen sich die Serben, ein slavischer Stamm aus dem Gebiet des heutigen Galiziens, auf der Balkanhalbinsel nieder; sie bestanden aus verschiedenen Gruppen mit eigenen Fürsten. Der Kernpunkt ihrer Niederlassungen war an der Adria. Durazzo wurde ihre Hauptstadt. Schon im 10. Jahrhundert vereinigten sich die verschiedenen Gruppen unter einen Fürsten; im 12. Jahrhundert erhob sich dieser Staat zum Königreiche und im Jahre 1346 wurde Stephan Duschan zum Kaiser gekrönt. Sein Reich umfasste ausser Dalmatien, Montenegro, Bosnien und Herzegowina auch Nordalbanien, Thessalien und Mazedonien bis Saloniki. Duschan war ein ausserordentlich gütiger, weiser und gerechter Regent. Er gab auch die ersten geschriebenen Gesetze heraus und unternahm die innere staatliche Organisation. Unter Duschan betraten dann aber auch zum ersten Male die Türken den europäischen Boden. Serbien, als Tor nach Westeuropa, erkannte gar bald die drohende Gefahr auch für den Westen und schlug die Asiaten wiederholt mit Erfolg zurück. Nach Duschan's Tode aber kamen sie zahlreicher und häufiger denn je zuvor, fühlend, dass der starke Arm Serbiens gebrochen war. Und wirklich — im Jahre 1389, in der furchtbaren Schlacht bei Kossowo — unter-

lagen die Serben dem überwältigenden Ansturme der Türken und verloren damit Freiheit und Land vollständig. Grausam verfolgt, flüchtete, wer noch flüchten konnte, hinter hohe, wilde Berge und auch über die Donau. Aber auch dorthin folgten die Türken, ja sie kamen bis vor die Tore Wiens. Österreich sammelte die serbischen Kräfte, vereinigte sie und wenn immer dieser Staat Hilfe brauchte, stellte er die Serben an die erste Stelle. Unter der Kaiserin Maria Theresia bildete das serbische Element in der österreichischen Armee das Hauptkontingent. Maria Theresia schätzte und würdigte die Serben und beschenkte sie mit vielen Rechten und Freiheiten; niemals aber wurden sie geschützt gegen Ausschreitungen von Seite der Ungarn, weshalb im Jahre 1751 über 100,000 Serben den österreichischen Dienst quittierten und auf russischen Gebieten sich niederliessen.

Im Jahre 1779 garantierte Leopold II. den Serben abermals neue Rechte und Freiheiten, und dieselben kämpften alsdann wieder in österreichischen Reihen gegen die Türken. Die Erfüllung der zugesprochenen Rechte hingegen blieb wieder weit hinter den Versprechungen zurück und letztere wurden nach und nach ganz vergessen. Ehre, Name, Religion, sogar nationales Fühlen und Denken — alles wurde untergraben. Jedoch mit förmlicher explosiver Gewalt verschafften sich die seit Jahrzehnten unterdrückten Gefühle im Jahre 1848 wieder Luft. Nachdem die serbischen Untertanen vom österreichischen Kaiser vergeblich die Wiederherstellung der alten Privilegien erbeten hatten, kündeten sie weiteren Gehorsam; es kam zum blutigen Aufstande; fürchterlich räumten die Ungarn mit den Serben auf und «die Schand-

taten sind noch heute unvergessen, die damals im Namen der Justiz an den Serben begangen wurden.» Die Unzufriedenheit wurde noch genährt durch weitere Einschränkungen, die den Serben nach ihrer Niederlage auferlegt wurden, und jene erreichte den Höhepunkt mit der Annexion der serbischen Urlande Bosnien und Herzegowina von Seite Österreichs. Alles was nachher folgte ist verkettet mit dieser unseligen Annexion, die Altserbien, das sich nach und nach wieder erholte und die verlorenen Provinzen wieder sammeln wollte, mitten ins Herz traf. Denn, wenn wir heute auch nur einen einzigen Blick auf Serbiens Territorium werfen, dann fällt uns im Vergleich mit den andern Balkanstaaten sofort in die Augen, dass Serbien wie in einer «Trülle» drin sitzt, indem es der einzige Balkanstaat ist, den keine direkten Wasserwege mit dem Meere verbinden, der einzige Balkanstaat ohne Meeresküste und ohne Meeresanteil, ein Umstand, der lähmend und vernichtend auf alle Handels- und Verkehrsinteressen wirkt, besonders, da die Hauptauswege nach Österreich mit unerträglichen Verkehrsschwierigkeiten und Verkehrshemmungen gesperrt sind. Mit Bosnien und Herzegowina aber, diesen serbischen Urlanden, wäre die Verbindung mit dem Meere hergestellt gewesen; indem jene durch Österreich entrissen wurden, riss auch im serbischen Volke die letzte Sympathie für den allzu gewaltigen Nachbarstaat.

Zur Hauptaufgabe im letzten Balkankriege wurde es daher, über Nordalbanien nach Durazzo zu kommen, um wenigstens dort Anschluss zum Meere zu gewinnen. Siegreich drang die serbische Armee vor, siegreich kam sie ans Meer und war am Ziele ihrer Wünsche, die ein Lebensbedürfnis für die Nation geworden sind. Aber wieder ballte sich die österreichische Faust da-

gegen; eine gewalttätige Flottendemonstration zwang Montenegro aus Skutari fort und die Serben vom Meere zurück und aus Albanien hinaus. Wie sich das Herz dabei gekrampft haben mag, kann nur derjenige nachempfinden, der mit in den Reihen der Heimgeschickten geblutet hat.

Gott, o Gott! Dumpf erzitterte die Luft von diesem einen Schrei! Und die Vergeltung kam — furchtbar — mit dämonischer Wucht! Aber nicht von Seite der Regierung und auch nicht von Seite des serbischen Volkes in Serbien, sondern von Österreich viel näher Stehenden — von seinen eigenen Untertanen — von den eigenen österreichisch-serbischen Leuten in Bosnien selbst; denn noch heute leben 7 Millionen Serben als österreichische Untertanen auf österreich. Boden.

Ferne sei es uns, die ruchlose Tat von Serajewo beschönigen zu wollen; aber dass es für serbisches Empfinden namenlos schwer war, gerade am Jahrestage der nationalen Kossowotrauer dem österreichischen Thronerben zujubeln zu müssen, durch dessen Politik Serbien im Jahre 1908 Bosnien und Herzegowina entzogen wurde, ist doch einigermassen verständlich. Dieser Umstand hat die Köpfe der in Bosnien lebenden österreichisch-serbischen Studierenden, die so glühend an ihrem Urlande hangen, verwirrt und sie zur bekannten Verirrung geführt. Sie dürften keine Vorstellung gehabt haben, wie tief sie damit ihr liebes Serbien schädigen, wie namenlos viel Jammer und Elend sie über ihr Mutterland bringen würden, und über das Volk, das noch von den eben erst beendigten drei Kriegen her aus tausend Wunden blutete.

Doch, als die blutige Rache hereinbrach, da schlossen sich Regierung und Volk fest zusammen; stahlhart wurde jede Faust und gepanzert die Brust — — — — — —

So ging man dem Feind entgegen.

Es dürfte am Platze sein, die Ereignisse im Juli 1914 durch Zusammenstellung von einzelnen Dokumenten ins Gedächtnis zurückzurufen.

Das Ultimatum Österreichs an Serbien.

Wien, 23. Juli. Der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad überreichte am Donnerstag Abend der serbischen Regierung eine Note mit den Forderungen der österreichisch-ungarischen Regierung. Die Antwort wird bis Samstag den 25. Juli, abends 5 Uhr verlangt. Die Note ist sehr scharf gehalten. Es werden von der serbischen Regierung bindende Erklärungen gefordert, dass aller grosserbischen Propaganda mit Strenge entgegengetreten und die «Narodna Obrana» aufgelöst werde. Die Mitschuldigen an dem Attentat von Serajewo, die sich in Serbien aufhalten, sollen unter Mitwirkung österreichischer Organe zur Verantwortung gezogen und streng bestraft werden. Ferner verlangt die österreichische Regierung Aufklärungen über österreichfeindliche Erklärungen offizieller serbischer Organe in Serbien und im Auslande anlässlich der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand. Aus dem Militärdienst, den öffentlichen Verwaltungen und Schulen sollen alle jene Elemente ausgeschaltet werden, welche einer österreichfeindlichen Propaganda huldigen. Der Note ist ferner eine Aufstellung über die Ergebnisse der gegen die Attentäter in Serajewo eingeleiteten Untersuchung beigegeben.

Ausserdem wurde von der Königl. serbischen Regierung folgende offizielle Publikation verlangt:

«Die königlich serbische Regierung verurteilt die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heisst, die Gesamtheit jener Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und sie bedauert aufrichtig die grauenvollen Folgen dieser verbrecherischen Handlung. Die königlich serbische Regierung bedauert, dass serbische Offiziere und Beamte an der vorgenannten Propaganda teilgenommen und damit die freundnachbarlichen Be-

ziehungen gestört haben, die zu pflegen die königlich serbische Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 sich feierlich verpflichtet hat. Die königliche Regierung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer eines Teiles Österreich-Ungarns missbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, ihre Offiziere und Beamten und die ganze Bevölkerung des Königreiches ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, dass sie künftighin mit äusserster Strenge gegen jene Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.» Diese Erklärung wird gleichzeitig zur Kenntnis der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl S. M. des Königs gebracht und in dem offiziellen Organ der Armee veröffentlicht werden.

Die königlich serbische Regierung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Publikation zu unterdrücken, die zum Hass und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität der letztern gerichtet ist.

2. Sofort mit der Auflösung des Vereins «Narodna Obrana» zu beginnen, dessen gesamte Propagandamittel zu konfiszieren und in derselben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzuschreiten, die sich mit der Propaganda gegen Österreich-Ungarn beschäftigen. Die königliche Regierung wird die nötigen Massregeln treffen, damit die aufgelösten Vereine nicht etwa ihre Tätigkeit unter anderem Namen und in anderer Form fortsetzen.

3. Ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien sowohl was den Lehrkörper, als was die Lehrmittel betrifft, alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Österreich-Ungarn zu nähren.

4. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im allgemeinen alle Offiziere und Beamten zu entfernen, die der Propaganda gegen Österreich-Ungarn schuldig sind und deren Namen unter Mitteilung des vorliegenden Materials der königlichen Regierung bekannt zu geben sich die k. und k. Regierung vorbehält.

5. Einzuwilligen, dass in Serbien Organe der k. und k. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten Bestrebungen mitwirken.

6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Teilnehmer des Komplottes vom 28. Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Territorium befinden. Von der k. und k. Regierung hin zu delegierende Organe werden an der bezüglichen Erhebung teilnehmen.

7. Mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Majors Voja Tanklosic und eines gewissen Milan Ciganovic, serbischer Staatsbeamter, vorzunehmen, welche durch die Untersuchung kompromittiert sind.

8. Durch wirksame Massnahmen die Beteiligung der serbischen Behörden an dem Einschmuggeln von Waffen und Explosivstoffen über die Grenze zu verhindern. Jene Organe des Grenzdienstes von Schabatz und Loznica, die den Urhebern des Verbrechens von Serajewo bei dem Übertritt über die Grenze behilflich waren, aus dem Dienste zu entlassen und streng zu bestrafen.

9. Der k. und k. Regierung Aufklärungen zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Äusserungen höherer serbischer Funktionäre in Serbien und im Auslande, die ihrer offiziellen Stellung ungeachtet nicht gezögert haben, nach dem Attentate vom 28. Juni in Interviews sich in feindlicher Weise gegen Österreich-Ungarn auszusprechen.

10. Die k. und k. Regierung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefassten Massnahmen zu verständigen. Die k. und k. Regierung erwartet die Antwort bis spätestens Samstag 25. Juli, 6 Uhr nachmittags.

Press-Stimmen.

Was wird nun Serbien tun? Dass es sich zur Verteidigung seiner staatlichen Selbständigkeit gegen die benachbarte Grossmacht mit den Waffen zur Wehr setzt, ist wohl ausgeschlossen, besonders, da keine Anzeichen dafür vorliegen, dass es bei einer anderen Grossmacht wie Russland dabei Unterstützung finden würde. Denn darüber dürfte kein Zweifel herrschen, dass, wenn während des Balkankrieges die Grossmächte nicht zum Schlagen gekommen sind, diese jetzt erst recht nicht eintreten werden; Russland, das es hat geschehen lassen, dass Serbien seine Eroberungen an der Adria preisgeben musste

wird sich sicherlich nicht für die viel weniger wichtige Wahrung der serbischen Hoheitsrechte militärisch ins Zeug legen. Doch ist es freilich damit noch nicht erwiesen, dass nun Serbien die Forderungen Österreichs in ihrem gesamten Umfange annehmen wird. Man darf vielmehr vermuten, dass es versprechen wird, all den Vorschlägen, die die Bestrafung der Teilnehmer an dem Verbrechen von Serajewo zum Ziele haben, nachzukommen, sich aber weitere Eingriffe in sein Staatswesen verbitten wird, besonders diejenigen, die mehr verlangen, als die Unterdrückung der gegen die Nachbarmonarchie gerichteten grosserbischen Propaganda. Dass die Note nur als Verbalnote überreicht wurde, soll vielleicht der serbischen Regierung die Möglichkeit offen halten, nur einen Teil der österreichischen Wünsche zu bewilligen; vielleicht ist die österreichische Regierung absichtlich weiter gegangen, als sie eigentlich wollte, damit wenigstens ein Teil ihrer Forderungen anstandslos Annahme findet.

Eine andere Frage ist, was das schliessliche Resultat aller dieser Drohnoten sein wird. Angenommen, dass Serbien, wie mehrfach schon, zähneknirschend die österreichischen Forderungen bewilligen muss — ist damit für Österreich viel gewonnen? Wird die österreichfeindliche Tendenz vieler serbischer Politiker durch Noten geschwächt werden, die jedem serbischen Patrioten die Schamröte ins Gesicht treiben müssen? Wird eine nationale Bewegung, wie die grosserbische, dadurch in ihrer Entwicklung gehemmt, wenn die serbische Regierung sich offiziell von ihr lossagt? Wird sich die Stimmung in Serbien dann nicht erst recht gegen Österreich wenden und werden nicht Fanatiker und verblendete Patrioten, wie die Attentäter von Serajewo, dann erst recht zu verbrecherischen Anschlägen angereizt werden? Ist nicht zu fürchten, dass durch eine Note, wie die gestern überreichte, die jetzige serbische Regierung, die nach korrekten Beziehungen zu Österreich-Ungarn strebte, hinweggefegt werden kann und durch extreme Radikale ersetzt wird?

Wien, 24. Juli. Alle Tages-Blätter mit Ausnahme der sozialdemokratischen Arbeiterzeitung sind mit der Note vollkommen zufrieden. Die «Arbeiterzeitung» hingegen findet sie aufreizend und verurteilt den Schritt Berchtolds als zu weitgehend.

(N. Z. Z.)

Der Wortlaut der serbischen Note.

Belgrad, 27. Juli. Die serbische Antwortnote auf die Note der österreichisch-ungarischen Regierung hat folgenden Wortlaut: Die königlich serbische Regierung hat die Mitteilung der k. k. Regierung vom 23. ds. Mts. erhalten. Sie war überzeugt, dass ihre Antwort jedes Missverständnis zerstreuen wird, welches die Beziehung guter Nachbarschaft zwischen der österreichischen Monarchie und dem Königreich Serbien in Gefahr zu bringen droht. Die königliche Regierung hat die bestimmte Zuversicht, dass die in der Skupschtina erhobenen Protestationen, sowie die Erklärungen und Handlungen verantwortlicher Staatsvertreter, denen durch die Erklärung der serbischen Regierung vom 18. März 1909 ein Ziel gesetzt wurde und die seither gegenüber der grossen Nachbarmonarchie bei keiner Gelegenheit sich wieder erneuert haben, weder auf Seiten der aufeinander folgenden Regierungen noch von seiten ihrer Organe wiederholen werden. Kein Versuch ist je unternommen worden, am Stande der politischen und juristischen Dinge, der in Bosnien und der Herzegowina geschaffen wurde, etwas zu ändern. Die königliche Regierung stellt fest, dass in dieser Beziehung die k. k. Regierung keinerlei Vorstellungen gemacht hat, ausser mit Bezug auf ein Schulbuch, auf welche Vorstellung die k. k. Regierung eine völlig befriedigende Antwort erhalten hat. Zu wiederholten Malen hat Serbien Beweise friedfertiger und gemässigter Politik während der Balkankriege gegeben. Es ist Serbien zu verdanken und den Opfern, in die es einwilligte, einzig im Interesse des europäischen Friedens, dass dieser Friede gewahrt worden ist. Die serbische Regierung kann nicht verantwortlich gemacht werden für Kundgebungen privaten Charakters, die fast in allen Ländern als normale Erscheinungen auftreten und die im allgemeinen der amtlichen Kontrolle sich entziehen, um so mehr, als die königliche Regierung anlässlich der Regelung einer ganzen Reihe von Fragen, die sich zwischen Serbien und Österreich aufgestellt haben, grosse Zuvorkommenheit bewiesen hat und auf diese Weise dazu gelangt ist, eine ganze Anzahl derselben zum Vorteil des Fortschritts der beiden Nachbarländer zu regeln.

Infolgedessen ist die königliche Regierung peinlich überrascht

worden durch die Anschuldigungen, wonach das Königreich Serbien an den Vorbereitungen des in Serajewo begangenen Attentates teilgenommen haben sollte, sie erwartete, eingeladen zu werden, an der Untersuchung alles dessen teilzunehmen, was sich auf dieses Verbrechen bezieht, und sie war bereit, um durch diese Verhandlungen ihre vollständige Korrektheit zu beweisen, gegen alle Personen vorzugehen, über die ihr Mitteilungen gemacht werden sollten. Indem sie sich so dem Wunsche der k. k. Regierung unterzieht, ist die königliche Regierung bereit, jeden serbischen Untertanen dem Gericht auszuliefern, für dessen Teilhaberschaft an dem Verbrechen von Serajewo Beweise erbracht werden, um so die Achtung ihrer Stellung und ihres Ranges zu wahren. Sie verpflichtet sich besonders, auf der ersten Seite des Amtsblattes vom 13./26. Juli folgende Mitteilung zu veröffentlichen.

1. Die königlich serbische Regierung verurteilt jede gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heisst die Gesamtheit jener Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören: Sie bedauert aufrichtig die grauenvollen Folgen dieser verbrecherischen Handlung. Die königliche Regierung bedauert, dass serbische Offiziere und Beamte gemäss Mitteilung der k. k. Regierung an der vorgenannten Propaganda teilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gestört haben, die zu pflegen die königliche Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 sich feierlich verpflichtet hat. Die königliche Regierung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer eines Teiles Österreich-Ungarns missbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, ihre Offiziere und Beamten und die ganze Bevölkerung des Königreichs ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, dass künftighin mit äusserster Strenge gegen jede Person vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollte, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird. Diese Erklärung wird gleichzeitig zur Kenntnis der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät des Königs gebracht und im offiziellen Organ der Armee veröffentlicht werden.

Die königliche Regierung verpflichtet sich ausserdem, beim nächsten regulären Zusammentritt der Skupschtina eine Bestim-

mung über das Pressgesetz einzuführen, wodurch Aufreizungen zu Hass und zur Verachtung der österreichisch-ungarischen Monarchie auf das strengste bestraft werden sollen, ebenso jede Veröffentlichung, deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität Österreich-Ungarns sich richtet. Sie verpflichtet sich, bei der bevorstehenden Verfassungsrevision dem Artikel 22 der Verfassung ein Amendement beizufügen, des Inhalts, dass Publikationen obengenannter Art konfisziert werden können, was gegenwärtig auf Grund von Artikel 22 der Verfassung nicht möglich ist.

3. Die königliche Regierung hat keinen Beweis, und die Note der k. k. Regierung erbringt ihr auch keinen dafür, dass die Gesellschaft «Narodna Obrana» und andere ähnliche Gesellschaften bis zu diesem Tage durch eines ihrer Mitglieder verbrecherische Akte jener Art begangen hätte. Nichtsdestoweniger wird die königl. Regierung das Verlangen der k. k. Regierung annehmen und die Gesellschaft «Narodna Obrana» auflösen, ebenso alle andern Gesellschaften, die gegenwärtig gegen Österreich-Ungarn agitieren sollten.

3. Die königliche Regierung verpflichtet sich, unverzüglich aus den öffentlichen Schulen in Serbien alles entfernen zu lassen, was der Propaganda gegen Österreich-Ungarn gedient oder dienen könnte, wenn die k. k. Regierung ihr Beweise dieser Propaganda liefern wird.

4. Die königliche Regierung ist damit einverstanden, aus dem Militärdienst alle diejenigen Männer zu entfernen, deren Beteiligung an dem gegen die Integrität der österreichisch-ungarischen Monarchie gerichteten Akte durch gerichtliche Untersuchung erwiesen ist. Sie erwartet, dass die k. k. Regierung ihr nachträglich die Namen und die diese Offiziere und Beamten betreffende Tatsache für die Einleitung des nachfolgenden Verfahrens mitteilen wird.

5. Die königliche Regierung muss gestehen, dass ihr der Sinn und die Tragweite des Verlangens der k. k. Regierung nicht völlig klar werden, wonach Serbien sich verpflichtet, auf seinem Gebiet die Mitarbeit von Organen der k. k. Regierung zu dulden aber sie erwidert, dass sie jede Mitarbeit dulden wird, welche den gutnachbarlichen Beziehungen entsprechen wird.

6. Die königliche Regierung hält es selbstverständlich für ihre Pflicht, eine Untersuchung zu führen gegen diejenigen, die

an der Verschwörung vom 15. Juni eventuell beteiligt gewesen sein konnten und die sich auf dem Gebiete des Königreiches aufhalten. Was die Beteiligung der Agenten der österreichisch-ungarischen Behörden an dieser Untersuchung betrifft, welche zu diesem Zwecke von der k. k. Regierung bestimmt werden sollten, so kann die königliche Regierung sie nicht annehmen, da sie eine Verletzung der Verfassung und des Kriminalverfahrens bedeuten würde. Sobald indessen die fraglichen Untersuchungen beendet sein werden, sollen die Resultate den österreichisch-ungarischen Organen mitgeteilt werden.

7. Die königliche Regierung hat noch am Abend der Überreichung der Note die Verhaftung des Majors Woislav Tangositsch vornehmen lassen.

Was den Milan Ciganowitsch anbetrifft, der Untertan der österreichisch-ungarischen Monarchie ist und der bis zum 15. Juni als Aspirant der Eisenbahndirektion angestellt war, so hat sein Aufenthaltsort noch nicht ermittelt werden können. Die k. k. Regierung ist gebeten, in der herkömmlichen Weise die Schuldmutmassungen, sowie allfällige Schuldbeweise, die bis zu diesem Zeitpunkte durch die Untersuchung von Serajewo sich ergeben haben, zum Zwecke der späteren Untersuchung mitzuteilen.

8. Die serbische Regierung wird bereits getroffene Massnahmen verstärken und ausdehnen, um der unstatthaften Einführung von Waffen und Explosivstoffen über die Grenze vorzubeugen. Es versteht sich, dass sie eine Untersuchung anordnen und die Grenzbeamten auf der Linie Schabatz—Loznica strenge bestrafen wird, welche ihre Pflicht vernachlässigt und die Urheber des Attentats von Serajewo die Grenze haben passieren lassen.

9. Die königliche Regierung wird gerne Erklärungen abgeben über die Äusserungen ihrer Beamten sowohl in Serbien wie im Auslande, welche diese nach dem Attentat von Serajewo sowohl in Interviews, wie auch gesprächsweise getan haben und die zufolge der Versicherung der k. k. Regierung feindlich für die Monarchie gelautet haben, sobald die k. k. Regierung die in Frage stehenden Stellen mitgeteilt und sich ergeben haben wird, dass die fraglichen Äusserungen wirklich von Beamten getan wurden, Äusserungen, über welche Beweise zu erbringen, die königliche Regierung selber bemüht sein wird.

10. Die königliche Regierung wird die k. k. Regierung von der Ausführung der in den angeführten Punkten genannten Massnahmen verständigen, soweit dies durch die vorliegende Note nicht schon geschehen ist, sobald jene Massnahmen verfügt und durchgeführt sein werden. Falls die k. k. Regierung von dieser Antwort nicht befriedigt sein sollte, ist die königlich serbische Regierung, die es als im allgemeinen Interesse betrachtet, die Lösung dieser Frage nicht zu überstürzen, bereit wie immer, eine friedliche Verständigung anzunehmen, indem jene Fragen entweder dem Entscheide des internationalen Schiedsgerichtes im Haag oder den Grossmächten unterbreitet werden sollen, welche an der Ausarbeitung der Erklärung der serbischen Regierung vom 18:/31. März 1909 beteiligt gewesen sind.

Diese Antwort wurde von Österreich-Ungarn als nicht befriedigend angesehen und damit der Kriegsausbruch besiegelt und der Weltbrand entfacht.

Von Zürich nach dem Balkan in stürmischer Kriegszeit.

Reisebriefe.

An Bord der «Tirano».

4.—6. August 1914.

In schicksalsschweren Tagen, angesichts der schroffen Bergeshänge des unglücklichen Albaniens, schwimme ich auf dem spiegelglatten adriatischen Meere, zusammen mit einer grossen Menge von Flüchtlingen aus Österreich und Deutschland, sowie einigen serbischen Herren und Damen aus der Schweiz, die dem Vaterlande dienen wollen.

Golden glänzt die Sonne, golden zittert der Schaum, vom scharfschneidenden Kiele erzeugt, über die kleinen Wellenberge — nicht golden aber ist die Stimmung, die alle beherrscht, sind wir doch in beständiger Gefahr von irgendeinem österreichischen Kriegsschiffe unliebsam überrascht zu werden.

Hier betet eine Gruppe Albanier auf einem Berge von Brettern sitzend wie ich; sie verneigen sich und beugen sich vor der aufgehenden Sonne; dort singt eine Gruppe russischer Bauern laut ihre Psalmen; sie singen schon eine Stunde lang und fangen immer wieder von vorne an, lauter und immer lauter erschallt ihr «Ravissa-Ravissa-oh»!

Ja, von einer grossen Klage ist heute die ganze Welt erfüllt; und schaue ich hinüber nach der Insel Korfu, der wir uns soeben nähern, von wo uns das herrliche Schloss Kaiser Wilhelms II. in vollem Sonnenlichte entgegenstrahlt, dann schnürt es mir das Herz zusammen, dass jener Herrscher sein gewichtiges endgültiges Wort nicht dem «Frieden» zugewendet hat.

Unter glanzvollem Himmel schweben wir dahin, ins Jonische Meer hinein, Griechenland zu. Die Nacht bricht an. Da der Mond zu klar ist und keinen Schlaf erlaubt, und die Sterne zu licht, die Bretter zu hart, das Geschrei der Kinder zu laut und der Lärm an Deck zu toll, schloss man sich ab von der Aussenwelt und kehrte sich nach innen; vergegenwärtigte sich noch einmal die letzten Stunden in der Schweiz und die Reise-Mühsalen zur Zeit der allgemeinen Mobilisation.

Als ich Zürich verliess, um via Genf mit französischem Schiffe von Marseille direkt nach Saloniki zu kommen, da hatte noch keine weltvernichtende Kriegserklärung von

seiten Deutschlands stattgefunden. Dieselbe ereilte mich erst einen Tag später in Bern — und — o Ironie des Schicksals — just vor den Toren des Weltfriedensbureaus, am Kanonenwege auf der grossen Schanze! Sie schlug mich fast zu Boden; denn jetzt sah ich in furchtbar plastischer Form die Kriegsfurie durch alle Lande eilen, Tod und Verderben bringend, grausames Elend überall hin.

Und wirklich, es begann schon an diesem ersten Tage. Auf allen Bahnhöfen war ein Drängen und Stossen, wie wir es noch nie erlebt. Verzweiflung allüberall! Völkerschaften stiessen Völkerschaften — zur Schweiz hinaus und heim, all die Fremden — in die Schweiz hinein die Verfolgten und von den Grenzen Zurückgestossenen. Von den Bergen herunter eilten sie zu Tausenden, aus Talgründen hervor kamen wieder andere in Scharen — kurz, es war ein Jagen und Rennen und Wogen verzweiflungsvollster Art.

Auch mich drängte es vom Flecke zu kommen; ein Versprechen, zu Friedenszeiten gegeben, band mich, und da die Menschen, denen ich dasselbe seiner Zeit gegeben, mittlerweile in neues Kriegselend gekommen waren, so konnte und durfte ich sie nicht im Stiche lassen.

Abends 4 Uhr war ich bereits in Genf, woselbst ich mich serbischen Flüchtlingen und einigen Herren und Damen vom Roten Kreuz anschliessen wollte; aber — o weh — 30 Minuten vorher war die französische Grenze gesperrt worden, und von einem Weiterkommen nach Marseille war keine Rede mehr. Was nun? Wir nahmen den Weg über Italien; mit dem ersten Zug dampften wir ab via Simplon.

Wir durchrasten die Schweiz, rasten vom äussersten Norden Italiens nach dem südlichsten Süden, ohne zu

essen, ohne zu trinken, Tag und Nacht; hatten aber dafür die Genugtuung, in Brindisi das Schiff noch rechtzeitig zu erreichen. Allerdings war für uns alle kein einziger Kabinenplatz mehr vorhanden.

So bequemte man sich mit Deckplätzen, mischte sich in echt orientalischer Weise mit dem orientalischen Volke, sass und schlief am Boden, auf Fässern, auf Brettern, trank aus ekligen Bechern ekliges Wasser oder auch Wein und holte sich auf zinnernem Teller zweifelhaften Aussehens seinen mageren Spatz. Trotzdem war man zufrieden. Wie viele durften heute auch dieses Wenige nicht mehr haben! Sehr vornehme reiche Leute sind unter uns ohne einen einzigen Pfennig flüssigen Geldes; die Brillanten, die sie tragen, sind wertlos und ihre Portefeuille, gefüllt mit Papiergeld, bedeuten nichts; dafür erhält man keine Suppe und keinen Löffel! Sogar das Silber ist weit unter pari; man zahlt in Italien selbst für italienische Silberstücke Fr. 108 für Fr. 100 und an griechischen Seeporten ist der Verlust ein noch viel grösserer.

Glücklich derjenige, der vorsichtig genug war, für einiges Gold noch zu sorgen. Gott sei Dank, habe ich das in letzter Stunde noch getan, und so komme ich mit meinen Freunden notdürftig durch.

Während ich diese Zeilen schreibe, nähern wir uns schon Patras. In immer gleicher Pracht wölbt sich der stets wolkenlose Himmel über uns. Glühend scheint die Sonne auf uns hernieder und auf die Berge im Kreise herum, die so traurig vegetationslos sind wie das nackte Gestein an der albanischen Küste bei Santi Quaranta, das wir auch angelaufen haben.

Es ist, als ob noch nie ein Regen diese Erde getränkt

An Bord der «Tirano» der albanischen Küste entlang.

Die serbische Jungmannschaft den Nationaltanz an Deck tanzend.

Landung bei Patras.

hätte. Der Bahnhof neben dem Landungsplatze ist nichts als ein grosser Schuppen, und die Gepäcklagerstätten unter offenem Himmel werden gehütet von den dabeistehenden Passagieren selbst. Auf langen Strecken den Perrons entlang stehen lauter durstgequälte, schweissbedeckte Menschen!

O sonniger Süden, o herrliches Land der stolzen Spartaner, wie unfreundlich sind deine Tore und wie drückend ist dein Staub und dein orientalischer Schmutz!

Am Bord der «Tirano» von Patras nach Piräus-Athen.

6. August 1914.

Es lag im Plane, von Patras den Kanalweg nach Piräus-Athen zu nehmen — allein, die Linie war gesperrt und unfahrbar infolge eines schweren Einsturzes im Kanale selbst. Wohl oder übel mussten wir daher den weiten Wasserweg um Griechenland herum machen. Wir dampften daher wieder nach Süden und, das muss man gestehen: wir dampften gut, die «Tirano» flog! Unterdessen gewöhnte man sich an die Situation. Den Passagieren der ersten und zweiten Klasse ging es dabei nicht schlecht; die «Tirano» ist ein grosses schönes Schiff; die Kabinen sind bequem und gut ventiliert, die Verpflegung den Preisen entsprechend und die Promenaden luftig und sonnengeschützt. Wir Deckplätzler hingegen kauerten zusammen wie geschlagene Hunde; da gab es keinen Unterschied zwischen arm und reich, keinen Unterschied zwischen den notorischen Deckplätzlern und den durch Kriegsnot in diese Lage Verdammten, keinen Unterschied zwischen Europäern und Orientalen. Wehe

dem, der es wagte, etwas mehr sein zu wollen als die fez- und fetzentragenden Muhamedaner; nicht um Gold war für uns etwas anderes erhältlich, als was man uns vorsetzte. Zuletzt fand man sich auch in diese Situation, rutschte auf Brettern und Fässern herum wie die andern und fing schliesslich sich zu kratzen an gerade so wie die andern auch. Und warum auch nicht? 6 Tage lang im orientalischen Schmutze sich zu drehen ohne Wäsche- und ohne Kleiderwechsel, will etwas heissen! Dass nicht die Pest in uns hineinfuhr mit vernichtender Gewalt, war eigentlich schon ein wahres Wunder; der Verwaltung wenigstens danken wir es nicht und der Sanitätspolizei auch nicht — war doch über die ganze Reise keine solche bei uns zu sehen. Aber trotz allen körperlichen und seelischen Qualen bin ich doch froh, diese Deckhölle kennen gelernt zu haben.

Ich hasse den Krieg und verabscheue ihn bis in die tiefste Seele hinein; aber ich erkläre Krieg all den barbarischen Zuständen, denen die Menschen im Süden ausgesetzt sind, sobald Sie nicht das Glück haben, erste oder zweite Klasse zu reisen.

Und denken wir erst noch an das Allerekligste, an die Aborte für diese Menschenknäuel — dunkle Winkel am hellichten Tage, bar jeder sanitarischen Vorschrift, die Sitzbretter nass und der Boden ein See — D . . . . . wetter, wem wird dabei die Galle nicht überlaufen. Dem Vieh werden die Ställe noch geputzt, dem Menschen nicht. —

Auf der ganzen Reise um die südlichen Inseln Griechenlands herum gab es nichts zu sehen als kahle Felsgebirge, ein immer gleich bleibendes, erdrückend unbewegliches Meer und über demselben die stets glühenden Sonnenstrahlen. Von dem Wirrwar der orientalischen

Sprachen, dem ewigen Singen, Beten, Fluchen und Stöhnen und dem nie endenden Kindergeheul verging einem Hören und Sehen. Gern neigte man das Haupt, vergass die Gegenwart und schlief endlich ein, um am Morgen, wie gefangene Eichhörnchen, in der gleichen «Trülle» sich zu drehen.

Von Piräus nach Saloniki.

8. August 1914.

Endlich Piräus! An hunderten von Schiffen vorbei gelangen wir schliesslich zum Landungsplatze. Vom Schmutz auf dem Schiffe geht es nun zum Schmutz auf den Strassen über. Aus dem tiefen Staube der hässlichen lehmfarbenen Erde erheben sich da und dort auch herrliche Gebäude korinthischen Stils, von hohen Palmen umschlossen. Über alle Herrlichkeiten des Himmels und der Erde ging uns aber ein kräftiger Imbiss! Geflügel und Reis muteten uns an wie ein Geschenk aus einer bessern Welt. Nach diesem «Manna» wachten auch die Lebensgeister wieder auf. Die warmblütigen Serben und einige von Amerika heimkehrende Montenegriner fingen zu singen an. Sie liessen ihre patriotischen Lieder mit einer Begeisterung und mit einer Wucht ertönen, die mir das Rückenmark beinahe gefrieren machten. Wie Posaunen des Gerichtes erklangen ihre Weisen.

Wir begaben uns nun nach dem klassischen Athen, das mit der Elektrischen in 40 Minuten zu erreichen ist. Wie gerne hätte ich all die Stätten des alten Hellenentums besucht; allein es war nicht möglich; wir hatten nur eine Stunde Zeit; und so musste ich schweren Herzens auf alles verzichten, wonach ich mich zeitlebens gesehnt.

Immerhin freue ich mich, die gewaltige Stadt in ihrem vornehmen Aufbau, mit ihren herrlichen Promenadenplätzen und Palmen beschatteten Anlagen, wenigstens in Umrissen kennen gelernt zu haben.

Nach Piräus zurückgekehrt bestiegen wir alsbald die Margerita, ein griechisches Schiff zweifelhafter Güte. Die Zustände an Deck waren hier derart primitiv, dass ich mich in dieselben nicht mehr finden konnte; ich bat das Personal, mich in der zweiten Klasse zu dulden. Zuerst gestatteten sie es, und ich dankte verbindlichst dafür, nachher aber wurde Aufzahlung verlangt, und mir blieb nichts anderes übrig, als dieselbe zu leisten; denn mit dem Verkehrspersonal südlicher Staaten über einen Punkt zu streiten, hat absolut keinen Sinn — zehnfach wird jeder überbrüllt, der irgend etwas zu reklamieren hat. Die betressten Kapitäne selbst sind viel zu vornehm, um überhaupt Wünsche der untern Klasse entgegen zu nehmen und überlassen den Austrag jeder diesbezüglichen Angelegenheit dem untergeordneten Personale, das selbstverständlich die eigenen Interessen wahrt und meistens noch ein Kleines darüber hinaus.

In dieser Klasse lernte ich dann einen Inspektor der Orientbahnen kennen; lebhaft teilte er meine Anschauungen und Beobachtungen und gab mir aus seinen eigenen Reiseerinnerungen noch manchen bedeutsamen Kommentar dazu.

Nach einer 12stündigen Fahrt legten wir bei Chalkis auf der Insel Euboe an. Der Kanal ist hier so schmal, dass er überbrückt werden konnte. Die Brücke ist automatisch und hebt sich beim Durchgange der Schiffe. Als wir wieder in die Gewässer des Aegäischen Meeres hinausfuhren, erhob sich plötzlich ein ganz respektabler

Pyräus. Hinter dem Hügel Athen.

Bei Chalkis vorbei.
Ein freiwilliger, inzwischen gefallener Montenegriner.

Saloniki — Landungsplatz.
Gegenüber die grossen Hotels Bristol, Royal, Angleterre etc.

Phalère — Am Quai.

Sturm. Flott fing unser alter Rumpelkasten zu kollern und zu rollen an.

Ich begab mich an Deck, um nach meinen Mitreisenden zu sehen. In kläglichem Zustande lagen sie alle am Boden, sogar die feschen Montenegriner. Ein grausamer Gedanke durchzuckte mich plötzlich. Ich wünschte, die ganze Welt möchte zu einem grossen, unendlichen Meere werden, auf welchem sturmgepeitscht die ganze Kriegsbereitschaft gelähmt auf seinen Wellen schaukelte, unfähig zu jeder weitern Waffentat, wie all die Mannen hier zu meinen Füssen. Ob das grausam war? Vielleicht eher Barmherzigkeit.

Ich zog mich wieder in meine Kabine zurück, traf meine selbsterprobten Vorsichtsmassregeln gegen die Seekrankheit, machte noch einige Rutschungen in die Tiefe mit und schlief dann ein, schlief bis in den goldenen Morgen hinein und erwachte erst unter dem Stentorrufe: Saloniki! Ja! Saloniki! Wie wunderschön nähert sich uns diese Stadt, terrassenförmig an die hinter ihr ruhende Bergwand aufgebaut, halbmondgleich ans Meer sich schmiegend.

Herrliche Gebäude, halb europäischen und halb orientalischen Stils schmücken den Quai; die hinteren Strassen sind nach türkischem Geschmack. Viele Minarets streben zum Himmel empor; hoch oben auf runder Kanzel singen die Priester ihre Gebete, abends beleuchtet von zahllosen elektrischen Lichtern. Unten am Quai spielt die Musik klassische Weisen. Ein unübersehbarer Menschenstrom wogt auf und ab und lauscht und plauscht; Pariser Toiletten tauchen auf, türkische, griechische und slavische konkurrieren mit ihnen — kurz, kosmopolitisches Leben um und um! Freilich trafen wir auch hier Quartiere, die förmlich von Schmutz strotzten.

Von Saloniki nach der derzeitigen serbischen Residenzstadt Nisch.

10. August 1914.

Wir kommen zur letzten Partie der Reise. Wir fahren von Süden nach Norden, vom sonnigen Griechenland nach dem gewitterschwülen, von schwerem Schicksal bedrohten Serbien. Durch menschenleere, verwüstete Gebiete kommen wir, durch Ebenen der ungarischen Pussta vergleichbar. Im Westen tauchen hohe Berge auf, das griechisch-serbische Grenzgebiet, im Norden, Jura ähnlich, blaue Gebirge, in die hinein wir noch vor dem Sinken der Sonne zu gelangen hoffen. Das Dampfross tut seine Pflicht; lustig zieht es uns von dannen: an weidenden Herden vorbei, an schnatternden Gänsen ohne Zahl, aber auch an Ruinen, lebensarmen Weilern und toten Dörfern.

Nach einer dreistündigen Fahrt veränderte sich plötzlich das Bild. Herrlich gepflegte Kulturen grüssten uns: dickblättrige Maulbeerbäume, zu Tausenden und Abertausenden in Reih und Glied; daneben boten prangende Gemüsegärten wieder eine Welt für sich. Wie wohl das satte Grün dem Auge tat nach dem endlosen und ewigen Grau und Gelb! Und aus dieser frischen Kultur heraus glänzten weisse schöne Häuser mit hellroten Ziegeldächern bedeckt; eine stilvolle neue Kirche auf romantischer Anhöhe schloss den Hintergrund ab. Grosse, modern erstellte Fabriken überragen hohe Obstbaumgärten und Alleen; es schien, als ob hier eine neue Welt erstanden sei über Nacht — und so war es auch.

Tschewtschelje [1], so hiess dieser Ort, das erste Dorf auf neuserbischer Erde. Phönixartig ist dasselbe erstanden in so kurzer Zeit. 7000 Einwohner gegenüber

[1] Auch Geugeli.

2000 von früher erfreuen sich allda behaglichen Wohlstandes. Eine Dame, die im Zuge war, erzählte uns von dem ungeahnten Aufschwunge, den diese Stätte in jüngster Zeit genommen und von der Dankbarkeit des Volkes den geordneten Verhältnissen gegenüber. Die Dame war selbst von Tschewtschelje; sie musste es daher wissen.

Bei dieser Eingangsstation auf serbisches Territorium hatten wir den Zug zu wechseln, und dabei erwartete uns eine neue Überraschung. Die rumpligen schmutzigen Wagen wurden ersetzt durch hochmoderne serbische, mit Aussichtsgalerien, weiträumig, bequem, elegant und sauber. Behaglich liessen wir uns nieder und reckten und streckten unsere krumm gewordenen Glieder. Der eine und andere liess sich auch langwegs auf die lange Bank nieder und schlief den Schlaf des Gerechten, wie schon lange nicht mehr, in wohliger, heimatlicher Sphäre.

Streng war hier die Passrevision; meine Ausweise genügten aber jeder Anforderung. Der Platzkommandant lud mich sogar ein, erste Klasse zu benutzen und schrieb mir auch sonst eine liebevolle Empfehlung in den Pass hinein, die mir viel Erleichterungen verschaffen wird, wo immer ich hinkommen werde.

So lange es Tag war verblieb ich trotzdem bei meinen Reisegefährten; als es aber Abend wurde, zog ich mich ins noch bequemere Departement zurück.

Die Fahrt von Tschewtschelje nach Skoplje, früheres Uesküp, wurde von Stunde zu Stunde interessanter. Immer näher traten die Berge an uns heran, bis sie uns völlig zu umschliessen drohten. Wildromantisch, schluchtzerrissen wurde es besonders von Köprülü an, dessen interessante Stadt adlernestartig rechts und links an den

Abhängen klebt. Es ist, als ob ein Haus auf der Zinne des andern an- und aufgebaut sei; ich habe noch nie in meinem Leben eine romantischere, verwegenere Städtebauanlage gesehen. Dabei nimmt sich doch alles so gemütlich aus; jedes Haus ist ein Aussichtspunkt, jedes Haus hat eine malerische Terrasse. Leider war es mir nicht möglich, diese Städte in meiner Camera festzuhalten; der Zug fuhr zu schnell und hielt hier nicht an. Wie eine Schlange wand er sich durch die Einschnitte, dann machte er neuerdings Bekanntschaft mit der Wardar, deren rapide Wasser sich am Bahndamme brachen. Jeden Augenblick wechselte die Szenerie; hohe, groteske Berge rechts und links, hinten und vornen zerrissenes, zerklüftetes Felsgestein. Je höher wir kamen, desto interessanter das Bild. Ich wähnte mich nach Steiermark zurückversetzt oder ins Tirol. Mit der Schweiz fand ich keinen passenden Vergleich. In dieser Höhenlage treten wir daheim bereits an die Schneeberge heran; diese aber fehlen hier, wenigstens jetzt bei dieser tropischen Hitze.

In der Dämmerung erreichten wir Skoplje, eine herrliche Gegend, fruchtbar, in saftiges Grün gebettet. In weitem Bogen ziehen sich hier die Berge zurück. Die grosse, 50—60,000 Einwohner zählende Stadt lehnt an ihren Halden. Mehr war nicht mehr zu sehen.

Tief senkte sich die Nacht hernieder. Eine grosse Müdigkeit ergriff uns alle und ein jedes sank in erquickenden Schlaf.

Unterdessen raste das Dampfross weiter dem Norden zu, weiter der Kriegssphäre entgegen und als die Sonne wiederum die Erde küsste, da waren wir am Ziele unserer vorläufigen Reise, also in Nisch.

Klebrig vor Schweiss und Schmutz und andern Zutaten dieser beschwerlichsten und primitivsten Reise meines

Bei Tschewtschelje. ⟨Geugeli⟩.

Der Wardar entlang. ⟨Im fahrenden Zuge aufgenommen⟩.

Dr. Subotitsch und Dr. Marco Lecco, die Leitenden des serbischen Roten Kreuzes.

Erste Begrüssung unter den Bäumen im Freien. Dr. Subotitsch noch invalide von der Flucht her. Auf dem Stuhle die Bombe, die im R. K.-Gebäude in Belgrad eingeschlagen hatte.

Oberst Dr. Karanowitsch, Chef der Armeesanität, in seinem Arbeitszimmer in Nisch. Abschiedsaufnahme.

ganzen Lebens, suchte ich in erster Linie Seligkeit in einem Bade. So zog man denn den alten Menschen aus und erfreute sich am neuen. Wie wohl das tat!

Neuerschaffen machte ich alsdann meine ersten Besuche. Ich stellte mich dem Kriegsministerium vor und selbstverständlich auch dem Zentralvorstande des serbischen Roten Kreuzes.

Beide Hände streckte er mir entgegen, hiess mich willkommen und nahm mich als Gast Serbiens auf in sein Haus.

Vorderhand, solange es noch keine Verwundete gibt, bleibe ich hier.

Alle Spitäler sind zur Aufnahme von Verwundeten sorgfältigst eingerichtet, aber alle sind noch leer; auch der Sanitätszug steht noch inaktiv auf dem Geleise nebenan.

Die Serben verfolgen die Taktik, ihr Leben möglichst zu schonen; schwer wird ihnen der Feind beikommen. Den besten Beweis hierfür leistet Belgrad, das noch heute von keinem österreichischen Fusse besetzt ist, trotz allen angeblichen Siegen und gegenteiligen Berichten.

Ich werde in einigen Tagen selbst nach Belgrad gehen und alsdann genau berichten, was ich dorten gefunden.

Und nun: *Gott behüte mein schönes, liebes Schweizerland! Noch immer hoffe ich, es werde dort zu keinen ernsten Kriegsereignissen kommen; sollten sie aber trotzdem nicht ausbleiben, dann werden dort Tausende sein, die mich ersetzen, und wenn alle diese auch nur einen kleinen Teil von all den Mühsalen und Entbehrungen auf sich nehmen, die ich für ein fremdes Volk auf mich genommen habe, dann kann es meinem Vaterlande nicht schlimm ergehen.*

Das walte Gott!

Balkanbriefe.

Nisch, 14. August 1914.

Nisch, das seit den Bombardements in Belgrad interimsweise serbische Residenzstadt geworden ist, wodurch die Bevölkerung von 30,000 auf 80,000 anstieg, erfreut sich, trotz dem Kriegszustande heute noch einer grösseren Ruhe, als all die Schweizerstädte, die ich vor 12 Tagen verlassen. Keine Bankbelagerungen, keine Postattaken sind hier zu finden — das Leben geht seinen ruhigen Gang. Im grossen Parke geniessen während der brennendsten Tageszeit Tausende angenehme, erfrischende Kühle und abends sammelt sich die halbe Stadt vor den Kaffeetischen der grösseren Hotels, um in auffallend ruhiger Weise die Tagesereignisse zu besprechen.

Selbstverständlich bildet Belgrad noch immer das Hauptthema. Seit drei vollen Wochen wird jene Stadt beschossen, seit drei vollen Wochen strengen sich die österreichischen Heere an, dieselbe einzunehmen, ja, es wurden diesbezüglich schon Siegesfeste gefeiert — die Wahrheit aber ist, dass heute noch eben so fest um Belgrad gekämpft wird, als je zuvor und so nicht nur in Belgrad allein, sondern auf der ganzen Linie von Semendria, östlich von Belgrad und auch westlich, der Save und Drina entlang bis Bosnien und Herzegowina, was einer Luftlinie von Wien bis Berlin entspricht.

Masslos war ich erstaunt, nach all den Berichten zu Hause kein aktives Militär hier zu finden. Europa selbst wird es kaum fassen, dass die serbische Wehrkraft es gewagt hat, dem übermächtigen Feinde entgegenzugehen, um demselben den Eintritt auf serbisches Gebiet zu erschweren — nein, nicht nur wurde bis heute

der Ein- und Vormarsch erschwert, sondern geradezu verunmöglicht. Der Feind ist an verschiedenen Posten unter schweren Verlusten von Menschenleben und Kriegsmaterial zurückgeschlagen worden. Heute morgen kam der erste Gefangenentransport hier an.

Nisch, 18. August 1914.

Die Arbeit kam in grausiger Fülle! Die zur Aufnahme von Verwundeten hergerichteten Spitäler und Kasernen sind bereits alle besetzt. Da es an Ärzten fehlt — die meisten sind an der Front — setzt die Damentätigkeit um so energischer wieder ein.

Ich selbst arbeite seit mehreren Tagen im ersten Reserve-Hospital (Kavalleriekaserne). Zu den anfänglichen 600 Betten kamen bereits in Nebenräumen 300 weitere dazu. Ich besorge zwei Säle mit 60 Patienten. Als ich den armen Menschen die Füsse wusch, die mit Erde, Staub, Blut und Wunden bedeckt oft kaum mehr Füssen glichen, da machte ich die Entdeckung, dass kein einziger Mann da vor mir lag, der nicht neben den neuen Wunden noch 2—3—4 Narben kleinerer und grösserer Natur von den letztjährigen Kriegen herrührend, aufwies. Arme Menschen! Stückweis müssen sie sich hingeben.

Man braucht nicht lange in ihrem Kreise zu sein, um verstehen zu können, dass niemand diesen Krieg gewollt; nachdem er aber diesem innerlich erschütterten Volke in der bekannten Form angeworfen wurde, wird es ihn auch führen mit einer Heldenhaftigkeit, die in der Geschichte ihresgleichen kaum kennt.

Die meisten Patienten haben 3—4—5 Verletzungen, ein Zeichen, dass sie sich nicht so leicht ergaben; auf-

fallend viele Finger- und Fussverstümmelungen sind da, Kopf- und Brustverwundungen sind viel seltener.

In heroischer Selbstverleugnung legen alle Damen Hand an bei dem Verbandwechsel, oft vom Morgen bis tief in die Nacht hinein, waschen und putzen die Wunden und verbinden sie, völlig selbständig, nur die schwersten Fälle werden vom Chefarzte selbst behandelt.

Und dass wir gut arbeiten, ohne eigentliche Fachleute zu sein, sagen uns die Resultate. Alle die kleineren Wunden sind sehr schön; in ca. 14 Tagen wird ohne Zweifel bereits ein Drittel der Mannschaft entlassen werden können.

Nisch, 20. August 1914.

Mittlerweile haben sich die Ereignisse förmlich überstürzt. Da ich nicht wissen konnte, in welcher Form sie in Europa dargestellt werden, möchte ich sie gerne hier kurz skizzieren:

Nachdem es den österreichischen Truppen nicht gelang, weder über Semendria noch via Belgrad auf serbischen Boden zu kommen, zogen sie alle Streitkräfte an der Save, südlich von Slavonien und der Drina, Ostgrenze von Bosnien, zusammen und stellten dieselben in Schlachtordnung auf und zwar auf eine Strecke von 60 Kilometern. Bei Schabatz überschritten sie die Grenzen Serbiens ohne Widerstand zu finden und betraten bis auf 15 Kilometer Breite serbisches Gebiet. Das Zentrum setzte sich fest auf dem 900 Meter hohen Berge Tser und seiner Umgebung, der rechte Flügel südlich bei Krûpan und der linke nördlich bei Schabatz. Hierauf rekognoszierte der Feind mit Aeroplan die Stellungen der serbischen Streitkräfte und griff dieselben dann mit furchtbarer Gewalt an.

Neun Tage lang ging es von einem Sturmangriff zum andern über. Schabatz, eine serbische Provinzialstadt von zirka 17,000 Einwohnern wurde von den österreichischen Truppen eingenommen, dann aber von den Serben wieder gesäubert.

Den Hauptschlag aber führten die Serben gegen das Zentrum der österreichischen Heeresmacht. Der 900 Meter hohe Berg Tser, woselbst sich dieselbe verschanzt hatte, wurde im Sturme genommen. Von fürchterlicher Präzision und vernichtender Gewalt waren die serbischen Geschosse. Haubitzen, Artillerie, Infanterie etc. arbeiteten grauenhaft. Der ganze Berg und die ganze Umgebung war blau von Leichen, so berichteten übereinstimmend die Verwundeten und Gefangenen; ganze Regimenter wurden vollständig vernichtet, auch das Grazer bis auf die wenigen, die sich ergaben und nun hier sind. Mit beispielloser Bravour kämpften die Österreicher, um ihre Stellungen zu behaupten, so sagen Freund und Feind — allein, es war unmöglich, sich zu halten; das serbische Feuer war zu fürchterlich und die nachträgliche Verfolgung des sich zurückziehenden Feindes noch fürchterlicher. Save und Drina wurden förmlich angefüllt von Leichen der zurückgeschlagenen Österreicher. Eine Eskadron Kavallerie wurde von serbischer Infanterie total aufgerieben und die rasend gewordenen Tiere eingefangen.

Ungeheure Mengen von Kanonen, ganze Batterien, Kriegsmaterial jeder Abteilung, die Feldkasse, Verpflegungsartikel, die Bäckereianlagen, installierte Feldlazarette — alles fiel in die Hände der Serben, Der Sieg derselben ist ein absolut vollständiger, grenzt aber geradezu ans Übernatürliche; denn 150,000 Mann mit den herbeigerufenen Verstärkungstruppen errangen den

Sieg über eine Übermacht von vollen 300.000 Mann inklusiv zugezogener Verstärkungen aus Bosnien. Trotzdem werden hier keine Siegesfeiern gefeiert — da und dort eine Händedruck — ein schwimmendes Auge — das ist alles.

Nisch, 22. August 1914.

Nach einem soeben aus Österreich eingegangenen Zeitungsberichte wird der Rückzug in der Weise erklärt: Die Strafexpedition ist beendigt, weshalb die österreichischen Truppen aus serbischem Territorium sich zurückziehen und zwar in vollständig ordnungsmässiger Form.

Da mir gleichzeitig auch die offizielle Liste des von den Österreichern zurückgelassenen Inventars zur Seite steht, so möchte ich diese Liste als Gegenstück anführen:

Die Serben machten 4500 Gefangene und erbeuteten 2000 Pferde, 58 Feldkanonen, 114 Munitionswagen, 8 installierte Feldlazarette, 1 komplette Sanitätskolonne, 14 Feldküchen, 6 Waggons Lebensmittel, 4 Waggons Feld-Telegraphenmaterial, 5 Waggons Infanterie-Munition, 35,000 Gewehre und die Feldkasse.

Nisch, 28. August 1914.

Das fürchterliche Schlachtfeld an der Save und der Drina, das für die Österreicher zu einem «Kossowo» wurde, ist auf seiner ganzen Länge — 60 Kilometer — und seiner ganzen Breite — 15—20 Kilometer — wieder völlig abgeklärt. Kein österreichischer Fuss befindet sich mehr diesseits der Grenze, sogar Schabatz ist geräumt und befindet sich nun wieder in serbischen Händen.

Mit der Kriegserklärung internierten die Österreicher sofort auch serbische Bürger und Studenten. Dabei wurden

auch mindestens 120—150 Mediziner betroffen, also richtige Nichtkombattanten.

Selbstverständlich fehlen diese medizinischen Hilfskräfte dem Lande furchtbar, umsomehr, da die Serben auch die Österreicher pflegen müssen. Hier in Nisch sind halbe Spitäler angefüllt von ihnen.

Der weitere Umstand, dass bei diesem Kriege von keinem fremden Staate Hilfe requiriert werden kann, weil jeder mit sich selbst genug zu tun hat, bildet ausserdem ein erdrückendes Moment, und nun fehlen auch noch die eigenen helfenden Hände, zurückgehalten in widerrechtlicher Gefangenschaft.

Heute sind bereits 12,000 Verwundete zu behandeln, hier in Nisch allein ca. 7000.

Die Wohltat der Schweizerärzte aber fehlt und die Hilfe der übrigen Missionen ebenfalls. *) Es ist das eine schwere Sache, die verhängnisvoll werden kann.

Nisch, 10. September 1914.

Eben lese ich eine unterm 27. August in Zürich publizierte Korrespondenz aus Sofia, die sich auf amtliche Berichte aus Nisch stützen will; sie lautet: «Die falschen Siegesnachrichten, die das serbische Hauptquartier verbreiten lasse, fänden in der Bevölkerung nachgerade keinen Glauben mehr». Wahrheit ist nun, dass das serbische Hauptquartier bis heute noch keinen Sieg gemeldet hat, der sich nicht als vollkommen richtig erwiesen hätte. Aber nicht nur Siege werden gemeldet, sondern auch Gegenteiliges; so machte man aus dem Einfall der Österreicher bei Schabatz kein Hehl — aber auch die

*) Sind später zahlreich gekommen.

Zurückeroberung wurde getreu gemeldet; es hätte übrigens gar keinen Zweck, die Sache anders zu sagen, als wie sie ist; das Volk selbst erkämpft ja seine Siege und weiss daher, woran es ist.

Ferner wird behauptet, die Verwundeten im Innern des Landes fänden weder Pflege noch Unterkunft; mit Bezug auf sanitäre Einrichtungen herrschten geradezu haarsträubende Zustände, auch fehle es an Lebensmitteln und Sanitätsmaterial. Klar ist, dass das Fehlen der Schweizerärzte und der übrigen Hilfsgesellschaften sich schwer fühlbar macht; aber eben so wahr ist, dass die ganze Rotkreuz-Tätigkeit Riesiges bewältigt und dass alle Damen, die schon letztes Jahr in den Operations- und Verbandsälen ausserordentliche Fähigkeiten entwickelten und reiche Kenntnisse sich aneigneten, heute völlig selbständig arbeiten und geradezu Wunderbares leisten. Nicht ein Verwundeter ist ohne Pflege: viele Spitäler leeren sich schon, da Tausende von Wunden bereits gebessert und geheilt sind; auch bei uns sind bereits viele Betten wieder frei — auch ich kann mich zu gewissen Zeiten wieder um anderes bekümmern, kann wieder wie letztes Jahr andere Verbandplätze besuchen und Einsicht nehmen in alles, was mich interessiert. In Zeiten grosser Not hingegen arbeite ich wieder mit den andern.

Wahr ist, dass der vorhandene Verbandstoff für einen längeren Krieg nicht reicht; der jetzige Krieg lag eben nicht in der Berechnung des hiesigen Roten Kreuzes, weshalb die Besorgung grosser Vorräte ausblieb. Für längere Zeit ist jedoch Verbandmaterial genügend da und für die Zukunft ist nun auch gesorgt. Dass die Zufuhr abgeschnitten ist, stimmt nicht, und an Lebensmitteln ist das Land reich; es ernährt sich selbst und

hat auch noch für die vielen Tausende von Österreichern, die da sind, genügend übrig. Ich bin oft bei ihnen, sowohl in den Spitalabteilungen, wie in ihren Kantonnementen. Dass viele lieber zu Hause wären, ist ja begreiflich — dass sie es hier aber besser haben als an der Front, geben alle zu. Viele kürzen ihre Zeit gegen ein Entgelt mit Arbeit — man trifft sie im Sanitätsdienst, andere bei Reinigungsarbeiten, wieder andere fällen Holz oder sägen, mauern und zimmern; als ich letzthin beim Park vorüberging, wo eine stattliche Baumreihe dem Nischflusse entlang gefällt wird, da stützte sich einer vom Prager Regiment auf seine Axt und sagte zum Nachbar: «Du, was meinst? Was würde unser «gute Franzl» dazu sagen, wenn er sähe, wie wir hier in Nisch die Bäume schlagen?»

Über den Gesundheitszustand kann ich mich nun ganz kurz fassen. Von irgendeiner Epidemie keine Spur, weder in Skoplje, dem letztjährigen Hauptseuchenherd, noch hier in Nisch, wo selbst im Vorjahre ebenfalls Cholera und Typhus gewütet haben. Ich wohne sogar in Gebäulichkeiten, die letztes Jahr den Cholerakranken dienten — aber auch hier ist alles keimfrei. Gründliche Desinfektion allerorts war für die bekannten, bewährten Rotkreuz- und Sanitätsorganisatoren nicht nur erste Pflicht, sondern auch Ehrensache.

Von Nisch nach Kragujevatz.

Reiseeindrücke.

15. September 1914.

Da es etwas stiller geworden ist in den Spitälern von Nisch und um Nisch herum, habe ich mich nach dem Norden aufgemacht, und bevor ich Belgrad in seinem demolierten Zustande sehen wollte, nahm ich mir vor, noch einen Abstecher nach Kragujevatz zu machen, dem Hauptzentrum der Verwundeten und Gefangenen.

Mit dem Mitternachtszuge verliess ich Nisch; glanzvoll beleuchtete der göttliche Mond die Erde; fast taghell zogen freundliche Weiler, saubere Stationen, herrliche Gefilde, fruchtbare Hochebenen, bewaldete Anhöhen und juraähnliche Berge an mir vorüber, einmal rechts und dann wieder links begleitet von der sanft rauschenden, im weissen Mondlicht schimmernden und glitzernden Morawa. Als die Sonne über die Berge trat, verblasste das Licht der Nacht, aber nur ganz allmählich, so intensiv war sein Schein. Bald war die Zweigstation Lapowo erreicht, von wo aus die Linie westwärts nach Kragujevatz führt. Eine unabsehbare Menschenmasse erwartete dort den Zug, wenig Frauen und Kinder, beinahe alles Bürger und Krieger aller Grade. Mindestens achtzig bis hundert Wagen wurden bestiegen; aber nicht nur das Innere aller Personen- und Gepäckabteilungen, sondern auch die Galerie des Postfourgons wurde besetzt, auf die Dächer kraxelte die Mannschaft, auf den Treppen und Puffern stand sie fest — so zogen wir ab, dem Hochtale der Lepenitza zu, schnaubend, pustend, atemschwer .... In meinem Coupé legte sich ein Ge-

neralstäbler langwegs auf die weichen Polster nieder, zu meiner Seite reckte und streckte ein anderer seine müden Glieder. Gott weiss, wie lange diese ins Feld Ziehenden nicht mehr schlafen werden, so dachte ich und trat auf die Galerie hinaus, die ganze zweistündige Fahrt stehend zurücklegend, ohne irgendwelche Müdigkeit zu verspüren, so sehr absorbierte mich alles, was sich meinen Blicken erschloss. Wohl habe ich schon wiederholt gehört von der Fruchtbarkeit und dem Reichtum der serbischen Erde, die ihre Kinder buchstäblich selbst ernährt — eine solche pflanzliche Fülle, einen solchen Gottesgarten aber erwartete ich nicht zu finden. Fast neidisch blickte ich auf die herrlich gepflegten, früchteschweren Kulturen, auf die meilenweiten Maisfelder, in denen sich ganze Eskadronen mit Ross und Mann stehend verstecken könnten, so hoch und fett stehen sie da, daneben wieder Kohlplätze, saftige Wiesen, fruchtbehangene Obstgärten, aus denen überaus freundliche Wohnhäuser hervorleuchteten, darüberhin wieder aromareiche kurzgrasige Alpweiden, auf denen sich Viehherden tummelten — neben Pfützen und Teichen Schweine und Gänse, die sich ihres Daseins freuten — aber alles schien ganz naturgemäss sich selbst überlassen; selten nur sah man Menschen bei den Tieren, und wo sich solche zeigten waren es, wie auch in den Gemüse- und Getreidefeldern, immer Frauen und Kinder, kleine Helden, grosse Heldinnen, die schon seit drei Jahren das ganze Land allein besorgen, säen und ernten und ihre Welt zusammenhalten! Jetzt begriff ich, dass der Serbe seine heimatliche Erde lieben muss, allwo es ausser den Mitteln zum Leben noch Freiheiten gibt und Rechte, wie kaum in einem andern Staate der Welt, wo es

förmlich keine ganz armen Menschen geben kann, da jedem Bäuerlein sein Heim als unantastbares Gut verbleibt, unpfändbar nach dem Landesgesetz, ebenso unpfändbar wie alles, was er für sein Leben und dasjenige seiner Familie gebraucht; so sind ewig unpfändbar: zwei Hektaren der Felder, zwei Paar Ochsen zur Bearbeitung derselben, eine Kuh, je vier Schafe, Ziegen und Schweine, der gesamte Geflügelbestand und der ganze Hausrat! So weit sind wir ja selbst in der Schweiz nicht. Ist's da wirklich noch ein Wunder, dass mit Blut und Leben jedermann für die Erhaltung dieser Privilegien einsteht? Wenn ich mir die Kulturen wieder vor Augen zaubere, die ich gestern gesehen und die mich auch heute wiederum umgeben — und mir daneben die noch brachliegenden, toten Gefilde Neuserbiens, mazedonischen Territoriums ⟨Tschewtschelje ausgenommen⟩ vorstelle, dann muss man wünschen, dass auch diese noch menschenleere Welt nach altserbischer Art und Weise bevölkert und kultiviert werden möchte, zum Segen von neuen Millionen von Menschen, die nichts anderes wünschen, denn als Brüder im Frieden unter sich zu leben.

Halb melancholisch von all dem vielen Sinnen und Denken fuhr ich um 10 Uhr in Kragujevatz ein.

Kragujevatz liegt in einer ungemein freundlichen Talmulde, um und um frisches Grün, die Aussenquartiere an sanften Berghängen aufgebaut; saubere, weissgetünchte, villenartige Landhäuser tauchen überall aus freundlichen Baumgruppen auf. Mitten durch die Stadt fliesst ruhig die Lepenitza, an deren Ufern ich eine grosse Menge Gefangener arbeiten sah. Mein erster Besuch hier in Kragujevatz galt selbstverständlich dem Roten Kreuze.

1. Reservespital in Kragujevatz, besteht aus zwei solchen Gebäuden.

Familie Wutschetitsch, Vater, Mutter ⟨links⟩ und Tochter Jelitze ⟨rechts⟩ an der Arbeit. Im Hintergrund englische Schwester.

Verbandtisch nach System Dr. Wutschetitsch, schmal, lang, einfach, damit der Kranke *mit* der Bahre auf den Verbandtisch abgestellt werden kann, dem schmerzvollen Auf- und Abtransportieren somit entgeht. Die Bahre wird mit Wachstuch-Unterlage geschützt.

Spitalplatz. Links freundliche Villen in Obstgärten versteckt.

Ankunft neuer Verwundeter. Erste Behandlung und Kontrollierung.
Im Vordergrunde Dr. Wutschetitsch, hinten die Kanzlisten und Friseure.

Dessen Präsident, Herr Apotheker Jancowitsch, führte mich alsdann liebenswürdigst in die grosse Kaserne, woselbst über 1000 Verwundete untergebracht sind. Hier fand ich zu meinem grossen Erstaunen und ausserordentlich freudigen Überraschung viele liebe Freunde und auch in der Schweiz hervorragend bekannte Persönlichkeiten: Erstens Herr Direktor Dr. med. Wutschetitsch, Leiter und Chefarzt dieser temporären Anstalt, sowie Frau und Tochter, die beide in Zürich studierten; alle sind nun hier medizinisch tätig. Zweitens Herr Oberst Sondermayer, letztjähriger Chef der Armeesanität, als hervorragender Operateur nun als erste Kraft chirurgisch tätig. Alle Schweizerärzte von der letztjährigen Mission kennen ihn. Ich bin nun hier und arbeite mit bei den Verbänden.

Im Militärspitale zu Kragujevatz.

16. September 1914.

Die Verwundeten kommen an; Bahre auf Bahre wird herangetragen, vor uns hingelegt Niemand stöhnt, niemand weint — leuchtend jedes Auge, auch die müde gewordenen; denn für Semlin gekämpft und im Kampfe gesiegt zu haben, erfüllte jedes Herz mit Dankbarkeit und Stolz. Blutig und aufgeschnitten die Hosen, was machte das? Das Hemd blossgelegt und das Wams zu Füssen, wen genierte das? Hundert freundliche Hände bemühten sich, die Angekommenen schnell zu bewirten, mit frischem Trunke sie zu stärken; ein kühler Abendwind strich über die heissen Augen hin und wirkte ebenfalls wohltätig. Dann beugten sich Männer über die Bahren hin, barmherzige Samariter, die wuschen die erd-

und blutbespritzten Gesichter, schnitten das klebrige Haar und rasierten einen jeden. In diesen Kreis hinein wurden Tische und Stühle getragen, vier Sekretäre, junge Lateiner, setzten sich vor weisse, unbeschriebene Blätter, Herr Direktor und Chefarzt Dr. Wutschetitsch mit Oberst Sondermayer prüften die Kranken, einen nach dem andern. Ersterer diktierte mit Majorsstimme das Resultat den 4 Lateinern: Name, Geburts- und Wohnort, Alter, den militärischen Grad und die Korpseinteilung, den Ort des Kampfes und Falles und den Befund der Verwundung. Mit je einem Diktate füllten sich vier verschiedene Blätter. Nachdem der letzte Neuangekommene vom Platze ins Haus getragen wurde um von der Bahre ins Bad, oder zur sonstigen Körperwaschung zu kommen, nach welcher er in reine Leinen gekleidet zu Bett gebracht wird, da war die vierfache Kontrollarbeit eine bereits vollendete. Jeder Kranke hat seinen Krankenzettel bereits über dem Bette, den Ordinanzbogen daneben und für das Bureau war sowohl das Journal wie die Statistik fertig. Ich bewunderte dieses Wutschetitsche praktische Verfahren, das für je 100 Verwundete von der ersten Handreichung an bis zum sauberen und ruhigen Verbandwechsel und Bettliegen nur $2^1/_2$ Stunden beanspruchte. Bei den Verbänden zeigten sich auch hier wieder, wie nach der Schlacht am Tser, grässliche Verwundungen, die auf Dum-Dum Geschosse zurückgeführt werden müssen. Autoritäten, wie solche hier amtieren, kann man nicht täuschen. Heute ist nun wieder jede Ecke mit Patienten angefüllt, in den Korridoren steht Bett an Bett auf beiden Seiten, das Personal zieht sich in Nebenecken zurück, die amerikanisch-englische Mission, die eben angekommen ist, verzichtet zugunsten der Pfleglinge auf jeden Komfort —

kurz, jedermann ist bestrebt, willig alles zu opfern, um den Leidenden die Leiden zu lindern; ja, gross ist der Wille und gross sein Werk.

17. September 1914.

Der erste Regentag heute! Wie erfrischend das wirkt. Der dumpfe Druck, der schon seit einem Monat das Gehirn einnahm, infolge der immerwährenden brennenden Sonne, löst sich; der Staub, der förmlich saharamässig die Luft erfüllte und sich langsam auf Haut und Lunge niederliess, hat sich gesetzt; freier atmet wieder Mensch und Tier und freier auch schlägt wieder das Herz. Mit jedem Tage aber schlagen derer weniger; grausam bricht sie der Würgengel K r i e g und grausam auch fallen mit den Wehrpflichtigen auch W e h r l o s e.

Liebe Erinnerungen an Kragujevatz.

Nie werde ich jene schöne Zeit vergessen, die ich hier unter Autoritäten in den Verbandzimmern und im Operationsraume zugebracht habe, und was ich bei diesen Vorbildern lernen durfte. Ebenso unvergesslich bleibt mir das ideale Familienleben, das ich hier trotz aller Arbeitsüberhäufung gefunden habe. Ach, wie leuchteten jeweilen die Augen der guten Frau Doktor, wenn mir ihr Gemahl in später Stunde noch aus seinen feinen literarischen Aufzeichnungen poesievolle Episoden aus seiner Krankenpraxis vorlas!

Hier wurde ich auch angeregt, selber wieder mehr mit der Feder zu arbeiten, als dies in letzter Zeit geschehen war. Meine Schabatzeraufzeichnungen entstanden in diesem Milieu und dies bietet wohl die beste Gewähr für die Ächtheit und Wahrheitstreue des in jener Arbeit zusammengestellten und vorsichtig überprüften Materials.

Hier amtete auch die zuerst angekommene fremde Hilfe, die englisch-amerikanische Mission, welche die bekannte Wohltäterin Madame Mabel Slavko Grouitsch in Amerika und England für Serbien gesammelt hatte. Hier auch ist der erste englische Arzt gestorben, ein Opfer seiner freiwillig übernommenen Pflicht. Einen Passus der Abschiedsrede, die Herr Dr. Wutschetitsch an seinem Grabe gehalten, gebe ich am Schlusse dieser Arbeit zum dauernden Angedenken wieder, ist jene Rede doch ein Tedeum für all die vielen fremden, auch schweizerischen Ärzte, die während barmherziger Liebeausübung in Serbien gefallen sind.

Ausserdem werden mich aus jener Krankenpraxis drei Erinnerungen beständig begleiten: Fürs erste die organisatorische Tätigkeit des Direktors Dr. Wutschetitsch, die ich an anderer Stelle eingehender beschrieben habe, dann der liebevolle Dr. Sondermayersche Geist, der in den Operations- und Verbandssälen herrschte, und ferner die allabendlichen Krankenvisitationen durch Frau Dr. med. Wutschetitsch, mütterlich liebend brachte sie Allen den Gutnachtgruss, gab schmerzlindernde Medikamente den ruhelos auf dem Lager sich Herumwälzenden und Morphiumeinspritzungen all den andern, die der Schmerz nicht einschlafen liess.

Mit der Spritze in der Hand, mit Flaschen und Fläschchen und sterilisierter Gaze gingen wir von Zimmer zu Zimmer, prüften die Wachenden und Schlafenden, linderten, wo wir konnten und trösteten, wo es nötig war. Und wenn ich selbst verhindert war, an diesen stillen nächtlichen Gängen teilzunehmen, dann begleitete die liebe Tochter Jelitza, sonst Schülerin der Promenadenschule in Zürich, ihre Mutter, so jung dieses Mäd-

Madame Grouitsch in der Nurse-Uniform.

Die englisch-amerikanische Mission. Im Vordergrund amputierte Österreicher.

Oberst Dr. Sondermayer mit seinem Helferinnenstabe.

Herr und Frau Wutschetitsch und rechts die Verfasserin an der Arbeit.

chen noch ist, es amtierte in allen Abteilungen wie ein kleiner Doktor und sorgte wie ein Engel für die Patienten. Eine Photographie zeigt alle drei, Vater, Mutter und Tochter an gemeinsamer Arbeit.

Noch eine Episode, die mir ebenfalls unvergesslich bleibt, muss ich erwähnen, bevor ich von Kragujevatz Abschied nehmen kann: Ein Patient, Österreicher, der erst vor wenigen Tagen operiert worden war, zeigte hohe Temperatur. Um seinen Fuss zu retten, machte man einen letzten chirurgischen Eingriff. Neue Fiebererscheinung liess jedoch das schlimmste befürchten und so trug man ihn rasch zurück ins Verbandzimmer, damit er durch Herrn Dr. Sondermayer selbst untersucht werde; es war abends 8 Uhr. Nach einer Weile sagte dieser zu mir und seine Augen wurden dabei nass: «Es ist nichts mehr zu machen; wir müssen das letzte tun.» Und zum Patienten sich wendend, fuhr er mit väterlich lieber Stimme weiter: «Du, wir müssen dir deinen Fuss abnehmen, wenn du weiter leben willst». Der Patient schwieg. «Du, hast du's gehört, wir müssen dir deinen Fuss abnehmen», wiederholte der Arzt. «Aber Herr Doktor, Sie scherzen ja doch wohl», liess sich der Patient nun hören. «Nein, mein Lieber, in so ernster Sache scherzen wir nicht». «Aber Herr Doktor, dann bin ich ja nachher ein Krüppel!» schrie nun der arme Mensch auf; «da will ich doch tausendmal lieber sterben, als zeitlebens ein Krüppel sein!» «Ja, wie du willst. Wir Serben zwingen niemanden zu einer Amputation; aber, wenn du Vater oder Mutter hast, oder sonst jemand, den du liebst, so solltest du dir die Sache doch überlegen.» — «Ja, ich will darüber nachdenken». — «Aber gleich müsste es geschehen, gleich, gleich — morgen

könnte es zu spät sein!» — «Aber Herr Doktor, das ist doch ganz unmöglich», und schwere Tropfen stürzten ihm aus den Augen, «morgen will ich Bescheid sagen; jetzt kann ich nicht; oh, lassen Sie mich warten bis morgen», bat er flehentlich. «Na, wie du willst, wir können dich nicht zwingen».

Zwei Minuten später war der arme Kerl wieder in seinem Bett. Ich besuchte ihn noch. «Fräulein», sagte er dann zu mir, «muss ich wirklich sterben, wenn ich mir den Fuss nicht abschneiden lasse?» — «Anders ist Ihr Leben wohl kaum zu retten, so versicherte mir der Arzt, dem es jedesmal selber ins Herz schneidet, wenn er amputieren muss».

Wieder rannen grosse Tropfen über sein bleiches Gesicht — stumm starrte er lange vor sich hin — dann wendete er sich wieder zu mir und mit vibrierender Stimme sagte er: «Sehen Sie, liebes Fräulein, die Sache ist halt so: ich habe zu Hause ein Mädchen lieb, und wenn ich als Krüppel heim komme, dann wird sie mich nicht mehr wollen — und das — das — das ertrage ich nicht!» Schluchzend verbarg er sein Gesicht in den Kissen.

Ich strich ihm sanft über sein schweissgebadetes Haar und sprach beruhigend: «Nein, mein guter Freund, da sind Sie gewiss im Irrtum! Wenn Ihr Mädchen ein gutes Herz hat, dann wird sie Sie erst recht lieb haben, doppelt lieb, weil Sie in diesem Falle auch doppelte Liebe verdienen». — «Glauben Sie das?» frug er aufhorchend und schnellte empor. «Ja, ich glaube das», antwortete ich mit Bestimmtheit. «Gut denn, so kann ich vielleicht jetzt schlafen — und morgen können Sie die Antwort haben». Damit legte er sich auf die Seite. Ich machte ihm noch

das Kissen zurecht, blieb bei ihm bis er schlummerte und dann zog ich mich zurück; denn für den Nachtdienst sind immer männliche Pfleger vorhanden.

Früh morgens aber besuchte ich ihn wieder. Er lächelte mir zu. «Mir ist heute ganz wohl, machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich möchte doch gerne am Leben bleiben, also, man kann mich holen, nur meiner Mutter möchte ich noch schreiben vorher, bitte, geben Sie mir Papier und Tinte». — «Ja, gleich, gleich», und damit entfernte ich mich rasch und lief zu Frau Dr. Wutschetitsch, denn etwas im Aussehen des Kranken befremdete mich. Rasch wurde ihm eine belebende Einspritzung gemacht, eine Stärkung für die Operation, sagten wir ihm — doch, eine Minute später, als ich ihm eben Papier und Tinte reichen wollte — schloss er die Augen, sank zurück, flüsterte noch: «Mutter, M-u-t-t-e-r» — und — war eine Leiche. — — — —

Erschüttert standen wir neben ihm. Seine Zimmerkameraden, Österreicher wie Serben, kamen heran, einer nach dem andern. Ein jeder stand mit gefalteten Händen vor seinem Bette, der eine gab ihm eine brennende Kerze in die Hand — und dann, nach kurzem Gebet, gingen sie wieder leise von dannen.

Auch ich schlich mich weg, zog mich zurück auf mein Zimmer und schrieb an seine Mutter. Es war dies einer der schmerzvollsten Briefe meines Lebens. Die Mutter erhielt meine Zeilen. In der ganzen Verzweiflung eines tötlich verwundeten Mutterherzens schrieb sie mir: «Oh, mein Sohn, mein Sohn! Er war mein Brävster, mein Liebster!» Fluch dem Kriege! Mich aber segnete sie.

Das ist nur ein Bild von Tausend andern, die gleiches zeigen und gleiches sagen. Was für Elend und

Jammer spielen sich jeweilen auf einem Schlachtfelde ab! Und dennoch, den wildesten Schmerz und Verzweiflung bis zum Wahnsinn finden wir seltener im Feuer der Geschütze, im Kugelregen und Granatenhagel, sondern häufiger daheim, in Fürstenpalästen so gut wie in der ärmsten Hütte, in den Krankensälen und auf dem Siechenbette. Das sind die Stätten, wo das Drama zum Austrage kommt. Auf dem Kampffelde, da ist der Mensch ja nicht mehr sich selbst, er geht auf im Hasse gegen seinen Feind, den er totschlagen muss; er empfindet nicht mehr, er schlägt einfach drauf los! Im Krankenhause aber, wo der Mensch wieder zum Menschen zurückkehrt und dann sein «Ich» zertrümmert und zerrissen sieht und damit auch sein Lebensglück, seine süssesten Hoffnungen . . . für immer . . . für immer . . . da setzt die ganze Tragik ein, indem nun dem Einzelnen bewusst wird, wie ungeheuerlich der Krieg eigentlich ist.

Von Nisch nach Belgrad.

12.—20. Oktober 1914.

Schwarz die Nacht. Wolkenbehangen der Himmel. Kein Stern am Firmament. Glutfunken nur der schwer pustenden Maschine prasseln ins Wolkenmeer, gespensterhaft das Nächstliegende beleuchtend, stundenlang, bis in den Morgen hinein. Wie so ganz anders war meine Fahrt nach dem Norden, nach Kragujevatz, während welcher die Nacht sich taghell zeigte und der Mond seine Bahnen zog in überirdischer Pracht. Lapowo! Statt links ab geht es heute geradeaus, weiter nach Norden, weiter der schicksalsschweren Grenzstadt Belgrad zu.

So weit aber trug uns der Zug nicht; da noch täglich Bomben fallen in die Stadt, und es auch sonst weit im Umkreise nicht bombensicher ist, wird zwei Stationen vor Belgrad, schon in Rakowitza, Halt gemacht. Nachmittags gegen 2 Uhr erreichten wir diese zwischen herrliche Hügel, Obstgärten und Wälder gebettete Station. Eine Masse Fiaker nahmen die Ankommenden auf. Schnell fuhren diese ab. Wie eine lange, lange Schlange wand sich dieser Zug durch das Wirrsal von ratlos Dastehenden und Abreisenden, durch Kisten und Koffer und Körbe und Wagen und Karren und Pferde und Ochsen hindurch.

Die Damen, die auf der Reise sich liebenswürdigst um mich bekümmerten, den Morgenimbiss und das Mittagsmahl mit mir teilten, bestiegen zuerst die Wagen und verschwanden mitten im Gedränge. Ich hingegen stand noch da, als bereits die letzten den Platz verliessen. Im Chaos des Gedränges und im Wirrwarr der Stimmen achtete niemand auf meine paar armseligen serbischen

Brocken. Ein Ochsenfuhrmann erbarmte sich schliesslich meiner und verpackte mich dann noch in einem Winkel seiner Kisten und Körbe. Nach zweistündiger Fahrt landete ich endlich, mit halbgebrochenen Gliedern, beim Militärspitale in Belgrad. Doch, bevor ich dem Chef der dort stationierten amerikanischen Mission meine Legitimationspapiere abgab, wanderte ich schnurstracks in die Stadt. Es interessierte mich so sehr, zu sehen, was von all dem Lieben und Schönen, das ich vor einem Jahre verlassen, noch übriggeblieben ist. Aber lange musste ich wandern, zu meiner Verwunderung und zu meiner grossen Freude, bis mir die erste grössere Zerstörung zu Gesichte kam — ganze lange, zwischen Baumalleen ruhende Häuseranlagen fand ich noch völlig unversehrt vor. Der Hauptstrasse entlang jedoch sah es schlimm aus. Der obere Stock des Damengymnasiums an der Krunska, wo ich letztes Jahr logierte, war von einer Bombe völlig weggerissen; daneben steht ein anderes Haus bis in den Grund zersplittert; einige Schritte weiter zeigte der alte und neue Konak Zerstörungen im Garten, Einschläge im Trottoir, Durchbrüche über den Balkonen mit Zertrümmerung des grossen Empfangssaales und Zersplitterung sämtlicher Scheiben beider Paläste und aller umliegenden Häuser. Eine Minute weiter erblickte ich die russische Gesandtschaft arg zugerichtet.

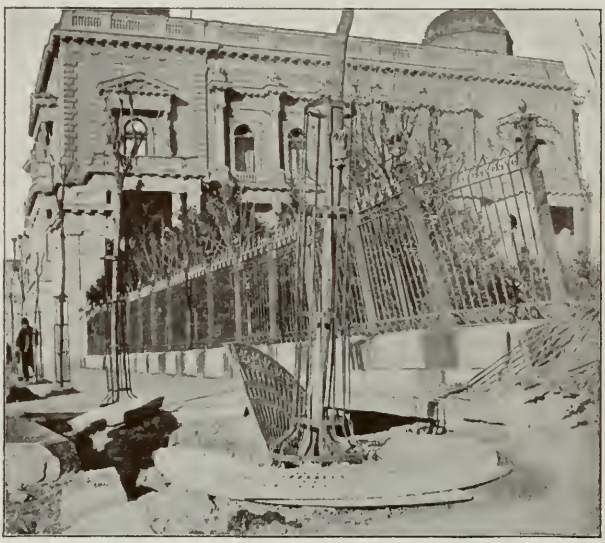
Das Geschäftshaus der Herren Konsuln Vögeli war völlig unversehrt, nicht einmal ein Bombensplitter hat hier gehaust. Dies bestärkte mich in meiner Zuversicht, dass es auch mir nicht schlimm ergehen werde. Voll Verlangen sah ich noch hinüber zum Park, wo ich mich letztes Jahr so gerne aufhielt; allein er war gesperrt — sah hinauf zur Festung, aber auch dorthin gelangte ich nicht.

Belgrad, Hauptstrasse mit Konak, wie sie heute aussieht.

Kronprinz Alexander. Prinz Georg.

Transport des schwerverwundeten Prinzen Georg.

Hauptstrasse, mit dem Kronprinz Alexander-Palast und Konak.
Alle Fenster zertrümmert.



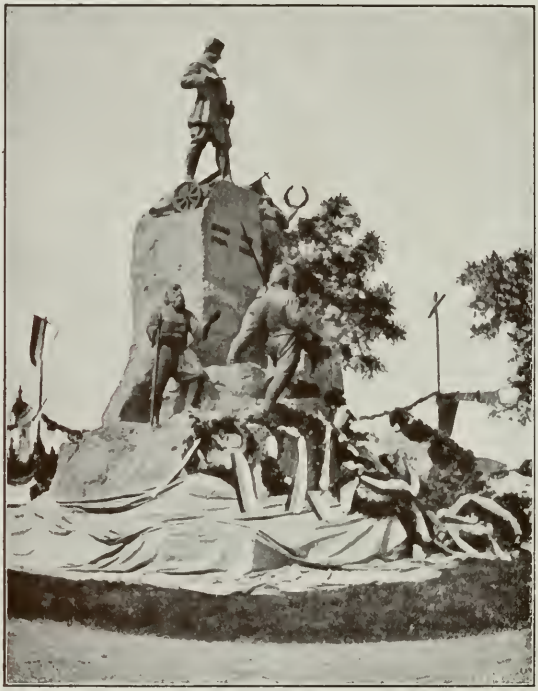
Granateneinschläge direkt vor dem Konak.

Einschlag beim Hotel Moskau.

Zerstörungen im Stadtzentrum beim Kasino.

Einschläge im Stadtzentrum.

Der Park *vor* dem Kriege und heute.
Semlinerseite, dem feindlichen Feuer direkt ausgesetzt, wie die Burg.



Das Siegesdenkmal im Park, *Kara Georg Petrowitsch* geweiht, dem Grossvater des jetzigen Königs Peter I., enthüllt am 24. August 1913, am Tage des Siegeseinzuges der heimkehrenden Truppen ‹blieb unversehrt›.

So zog ich mich denn zurück in mein angewiesenes Quartier und grüsste die amerikanische Mission. Chef derselben ist Mr. Dr. Edw. Ryan, der auch im mexikanischen Kriege sich hervorragend betätigte. Dr. James Donovan und Dr. Williams T. Ahearn arbeiten ebenfalls mit ihm. Unter den Damen fand ich eine liebe Bekannte aus dem Japankriege: Miss Mary Gladwin, Leiterin der damaligen amerikanischen Rot-Kreuz-Mission und in ihrem Kreise, zu meiner nicht geringen Überraschung auch eine Kompatriotin: Miss Anna Hirsbrunner.

So fand sich hier die alte und die neue Welt wieder zusammen, übereinstimmend in den Bestrebungen. Der fernste Osten im nahen Osten, Meere durchquerend — und mit dem Osten der fernste Westen, alle eins in dem einen grossen Gedanken, Liebe zu üben und barmherzig zu sein. Bei diesem Anlasse sei gleich noch mitnotiert, dass auch die Engländer herübergekommen sind und mit ihrer Tätigkeit fest eingesetzt haben; auch die russischen und griechischen Missionen sind eingetroffen und sogar Spanien ist vertreten. So hat denn die barmherzige Liebe auch dieses Jahr hier wieder Boden gefasst. Ja — es ist, wie es immer war: die Liebe — sie wächst im Tragen.

Belgrader Briefe.

Meine erste Nacht in der Kriegszone.

Wieder wird es Nacht. Kein Stern am Himmelszelt, kein Licht in den Strassen der Stadt und kein Lichterschein in den Wohnungen der Menschen. Da wird es plötzlich taghell. Die Scheinwerfer von drüben suchen ihre Opfer. Taghell wird unser Spital beleuchtet, das schon sechs Bombengrüsse erhalten hat. Mir ist's un-

heimlich bei diesem grellen, blendenden Schein, der jeweilen glatt abbricht, aber immer wieder kommt. Was sucht er hier?

Plötzlich neues Bombardement! Drei schwere, dumpfe Schüsse von fern herkommend, rollen über die Totenstadt hin, zwei weitere dröhnende Geschosse, von links kommend, scheinen in unmittelbarer Nähe ihr Ziel gefunden zu haben. In Intervallen von je fünf Minuten wurde von gleichen Stellungen aus stets wieder gefeuert — so ging es bis in den Morgen hinein — dann hörten die Donnerschläge auf. Donnerschläge? Ja, Donnerschlägen vergleichbar kam mir diese nächtliche Kanonade vor. Ich akzeptierte sie wie zu Hause in den Bergen ein schweres Gewitter! Trifft dich der Strahl? Trifft er dich nicht? Wer kann es wissen!

Muss es sein — muss es sein — hier bin ich!

In diesem Millionenkriege hat man längst verlernt, den Wert eines einzelnen Menschen noch zu würdigen Was ist ein Menschenleben noch? Eine Null — eine grosse Null — weiter nichts!

Glücklich der Mensch, der sich selbst als Null einschätzt — ihm ist wohl, wo immer er steht, denn Beides: Leben oder Sterben ist ihm Eins.

Während einer Kanonade auf der Festung.

So früh wie möglich machte ich mich nach der ersten Donnernacht auf die Füsse, und da ein lichtheller Morgen über der Stadt aufging, nahm ich meine Kamera mit. Ein glücklicher Stern begleitete mich auf meinen einsamen Wanderungen. Da das Photographieren verboten war und ich keiner Festungshaft ausgesetzt werden wollte, auch nicht riskieren mochte, arretiert zu werden, wie auch

Die Festung in Belgrad, eine Reliquie (unarmiert).

Auf der Höhe der Festung. Administrationsgebäude, steht noch.

Auf dem Wege zur Festung. Meine Begleiter.

Auf der Höhe der Festung *vor* dem Kriege.
Links Lazaret und militärisches Museum.

Das militärische Museum heute ein Trümmerhaufen.
An der Rampe die Verfasserin.

Der in der Tiefe liegende Kriegsschauplatz mit Save und Donau.
Im Hintergrunde der Semlinerberg, von wo aus Belgrad monatelang bombardiert wurde. — Von der vordersten Festungs-Rampe aus aufgenommen.

C. Sturzenegger

schon, so stellte ich mich erst beim Kommando. Fünf Minuten später hatte ich nicht nur eine offizielle Bescheinigung, die mir das Photographieren gestattete und auch sonst als Passepartout diente, sondern auch eine militärische Begleitung, die mir Schutz und Wegweiser war und mir meine Tagesarbeit unendlich erleichterte. Jetzt gab es für mich keine Sperre mehr und so begab ich mich denn auch schnurstracks auf die alte — unarmierte — Festung.

Wie seltsam war es da oben — wie menschenleer — und doch war es nicht menschenleer auf dieser Position, die schon von mindestens 10,000 Bomben und Granaten getroffen wurde. Loch an Loch auf allen Wegen und Stegen, im Park, auf den grossen Plätzen, Breschen in den Mauern, das militärische Museum ein Trümmerhaufen, das letztjährige Lazarett angebrannt, verschiedene Administrationsgebäulichkeiten mehr oder weniger beschädigt. Aber nicht in diesen Häusern fand ich Menschen, sondern ganz anderswo — bombensicher wurde mir hier ein feiner Tee serviert! Den Rundgang im obern Festungsring machte ich ebenfalls in militärischer Begleitung. Ich trat vor bis an die äusserste Rampe und photographierte von dieser Stelle aus den tiefliegenden, weit ausgedehnten Kriegsschauplatz; aber es musste rasch geschehen, denn schon riefen mir meine Beschützer zu: «Um Gotteswillen, treten Sie zurück! Sobald man Sie sieht, wird auf Sie geschossen.» In der Tat gaben sie vom Semlinerberge aus sofort drei schwere Schüsse ab; aber sie trafen mich nicht. Ruhig trat ich nach diesem Intermezzo den Rückweg an, photographierte noch einen Teil des Festungsparkes mit dem Turm, der sich ebenfalls noch seines Bestehens erfreut, erlabte mich noch einmal an einem fein gebrauten türkischen Kaffee in derselben «stillen Klause»

und nach dieser abermaligen Herzstärkung wanderte ich mit meinem Offizialen durch den untern Park, den Kalemegdan, der die Festung von der Stadt trennt; aber auch hier fand ich mehr Löcher in der Erde als Schädigungen an den Monumenten und Bäumen; auch das leztjährige Siegesdenkmal steht noch unversehrt.

Während meines zehntägigen Belgrader Aufenthalts besuchte ich die Festung noch zwei weitere Male — einmal Sonntag morgens, während einer plötzlichen Kanonade — sogar ganz allein; die Torwachen kannten mich bereits und liessen mich ungehindert durch. An diesem Morgen schlug eine Bombe in den Festungspark, eine andere in die Hauptstrasse der Stadt, nahe dem Rusky Tsar, dem bekannten Versammlungsorte der Schweizer. Ebenfalls an diesem Morgen fand jenseits der Save auf dem breiten Felde ausserhalb Semlin ein ziemlich heftiges Artilleriegefecht statt. Wir beobachteten beide Feuer in geschützter Stellung von der Festung aus.

In der Feuerlinie der vordersten Positionen.

Nachdem abermals einige Donnernächte ausgetobt hatten, die, nebenbei gesagt, keinen sonderlichen Eindruck mehr auf mich machten, führten mich meine Wege auf entgegengesetzte Seiten; ich wollte Reviere sehen, wo die feindlichen Geschosse am zerstörendsten gewirkt haben. Glücklicherweise verhängte ein dichter Nebelschleier den langen Rücken des Semlinerberges, sonst hätte ich nicht an diesen Ort gelangen können; so aber verriet auch der schärfste «Zeiss» weder mich noch meine militärischen Begleiter. Der Weg führte uns auch am vernichteten und total ausgebrannten Tabakmonopol vorbei. Das innere aller Gebäudeabteilungen, mindestens einen Kilometer

Landungsstation an der Save, vor dem Kriege.
Unten wie es heute aussieht.

Ausgebrannte Lagerhäuser an der Save beim Landungsplatz.

Granateneinschlag ins Benzinlager; alle Fässer explodierten;
der Brand dauerte 8 Tage.

Die Mannschaft mit der Gusle.

Die Verfasserin beim Suppenessen.

Der Save entlang. Oben Park und Festung.

In der Feuerlinie.

Zerstörungen der Save entlang.

Ebendaselbst. Brand des Kornlagers beim Landungsplatz.

umfassend, ist ein Chaos von hängenden Drähten und geschmolzenen Maschinenteilen. 14 Tage lang hat hier das Feuer gewütet. An Tabakvorräten allein gingen über fünf Millionen zugrunde, an Maschinerien mindestens zehn Millionen, auch der Gebäudeschaden beläuft sich auf Millionen.

Von hier bis zur Eisenbahnbrücke durchquerten wir ein sonnenbeschienenes, weites, offenes Feld. Hunderte von Bombenlöchern zählten wir hier. Plötzlich hob sich drüben der Nebelschleier, der uns jeder Beobachtung entzog. Hinter Sandwällen erreichten wir bald wieder ein anderes, immer noch ausserordentlich gefährliches Revier. Ab und zu war es nötig, in tiefen Schützengräben Deckung zu suchen. Sehr streng waren hier die Wachen. Mit meinen Papieren allein wäre ich da nirgends durchgekommen, sogar den Herren vom Kommando, die mich begleiteten, wurde an einigen Stellen nur ganz ungern der Weg zu den vordersten Positionen mit mir freigegeben, und es brauchte jedesmal einen Wortschwall von Erklärungen, bis die rauhbärtige Mannschaft salutierend zur Seite trat. Mit diesen Helden war ich tagelang zusammen, an den verschiedensten Plätzen, immer zog es mich wieder zu ihnen zurück, ich war bei ihnen in der Feuerlinie, ich folgte ihnen in ihre Höhlen, ich nahm mit ihnen das Mittagsmahl ein, erlabte mich jeweilen königlich an der herrlichen Suppe mit dem dicken «Spatz», verteilte zuweilen auch Tabak unter sie, der seit dem Monopolbrande sehr rar geworden ist. Wie die ernsten Männer da wieder zu Kindern wurden, zu einfachen glücklichen Kindern! Und dann musste die «Gusle» her, dieses alte ehrwürdige Nationalinstrument. Drei Tage lang war ich je von morgens bis abends in diesen weit

verzweigten, feuergefährlichen Revieren, den letzten Tag ohne militärische Begleitung.

Nie werde ich diese Wanderungen vergessen und nie die Eindrücke, die ich dabei gewann, weder, wenn ich der friedlichen Momente beim Suppenessen am Kessel gedenke, noch der andern, wenn ich, selbst in Gefahr, vor den feindlichen Kugeln mich ducken oder decken musste; denn totgeschossen mochte ich doch nicht gerne werden; ich möchte so viel lieber den Frieden noch erleben, der nach diesem Ringen — will's Gott — ein bleibender sein wird.

Abschied von der Festung.

Es trieb mich schon früh hinaus. Wieder lenkten sich meine Schritte der Festung zu mit der wunderbaren Aussicht auf die Stadt, die Save, die Donau, auf endlose Ebenen und im Süden halbmondförmig auf Berge; aber auch im Norden grenzt eine langgezogene Hügelkette das zwischen Save und Donau hingebettete Semlin ab. Und auf diesen lieblichen Hügeln und Bergen in der Runde lauert nun Tod und Verderben. Soeben schleudern sie von dort einen Sonntagsmorgengruss herüber. Ich ging weiter meines Weges, aber unheimlich war es mir doch, dass gerade an diesem Morgen so lebhaft geschossen wurde, wie sonst nie oder doch nur selten am Tage. Dieser Besuch der Festung war mein letzter; meine Zeit war gemessen, und ich musste bald nach Nisch zurück. So nahm ich denn Abschied von den Offizieren, die mich auf meinen Festungswanderungen so freundlich begleiteten und beschützten und mir schliesslich noch im Feuer Blumen holten.

Bei der Eisenbahnbrücke Belgrad=Semlin.

Erste Sprengung, 28. Juli 1914, Senkung bis zum ersten Brückenpfeiler, der Rest blieb kontakt.

Letzte Sprengung, 27. Dezember 1914.

Zerstörtes Tabakmonopol.

Zerstörtes Tabakmonopol. Inneres. 20 Millionen Schaden.

Unterm speienden Aeroplan.

Am nächsten Tage ertönte, als ich mich auf dem Wege nach dem Savekommando befand, ein Donnerschlag unterm lichthellen Himmel. Ich blickte auf, sah den Rauchkreis eines explodierten Geschosses und photographierte ihn schnell. Zwei weitere Detonationen erfolgten — die Menschen auf den Strassen verschwanden — ich allein blieb. Wo sollte ich hin? Plötzlich aus tausend Gewehren Salve auf Salve — in den Himmelsraum hinein, nach dem einen Ziele, nach dem Aeroplan. Dieser stieg alsbald in schwindelnde Höhe, damit kein irdischer Schuss ihn mehr erreichen konnte. Indessen wurde er weiter beschossen, und ich dachte nicht an die Gefahr der zurückfallenden Kugeln. Da prasselte es plötzlich hageldicht um mich herum. Auf den Dächern klapperte es wie von tausend Störchen. Ziegelsplitter regnete es von allen Seiten. Ich stellte mich erst unter einen Baum, aber die Projektile schossen durch die laubleeren Äste — dann lehnte ich mich an die Mauer des nächsten Hauses und wartete dort mit etwas eingezogenem Buckel das Ende ab. Ich sah nachher, dass der Aeroplan nicht nur Bomben abgeworfen hatte, sondern auch Pfeile: vorn spitzig wie ein Stichel und bleischwer, hinten ein dreiteiliges Flügelmesser mit scharfen Kanten, das Ganze etwa 15 cm lang mit einer in die Stahlmesser eingeprägten Aufschrift: Invention française — Fabrication allemande!

Ein solcher Pfeil, von Aeroplanshöhe ausgeworfen, muss furchtbar wirken, kann einen Schädel völlig durchschlagen und mit seinen drei Messern alle edleren Teile grausig durchschneiden — pfui Teufel, was doch so ein menschliches Gehirn aushedkt in unserem Jahrhundert!

Diese mörderische Waffe war mir völlig neu und dass

gerade Wehrlose, das allgemeine Publikum, derselben am meisten ausgesetzt sind, macht sie mir nur um so verabscheuungswürdiger.

In die Stadt zurückgekehrt begegneten mir Scharen ängstlicher und eilender Menschen. Wo die nur alle herkamen und was war's mit ihnen?

Österreichische Untertanen waren es, die zu Tausenden noch hier gelebt haben, frei, ungebunden, ihrem Dienste oder ihren Geschäften nachgehend, die wenigsten waren interniert. Es hat sich dann herausgestellt, dass jede Nacht von allen möglichen Punkten aus dem Feinde Lichtsignale abgegeben wurden; es war unmöglich, der ganzen grossen Verrätermasse auf die Spur zu kommen; sogar von unserm Spitale aus wurden im Scheinwerferglanze dem feindlichen Lager Zeichen übermittelt.

Das hat die Belgrader Geduld endlich gebrochen; wenn sogar unter dem Deckmantel der Krankenpflege Hochverrat ausgeübt wird, wem ist dann weiter noch zu trauen?

Also, um für ein und allemal von diesen Spionagedienern enthoben zu werden, gab es nur ein Mittel: völlige Ausweisung aller, und so bestimmte denn das Oberkommando die Versetzung aller österreichischen Untertanen nach dem Innern des Landes.

Binnen zweimal 24 Stunden mussten rund 2,000 Personen Belgrad räumen. Die meisten begaben sich nach Nisch und Skoplje etc.

Ich selbst nahm eine Ausgewiesene mit nach Nisch, woselbst ich sie gut plazierte.

Kriegsministerium, das unversehrt geblieben ist.

Rauchkreis eines vom Aeroplan ausgeworfenen Geschosses
über der eleganten Milosch-Velicostrasse.

Abzug der Österreicher ins Innere des Landes.

Bahnüberfülle in Rakowitza.

Kurzer Rückblick.

Nachdem ich eine absolute Übersicht gewonnen hatte über den Zustand und die Verhältnisse in Belgrad, zog ich mich nach Nisch zurück, in der Hoffnung, nach Verarbeitung des gesammelten Materials, der gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen, auch nach dem westlichen Kriegsschauplatze bis an die Drina zu gelangen, woselbst gegenwärtig der dritte Einfall der Österreicher blutig bekämpft wird.

Dass der erste Einfall — Ende August — nach achttägigem Ringen auf einer Front von 60 km von den Serben siegreich abgewiesen wurde, haben die Zeitungen zugegeben; der zweite siegreiche Rückschlag, derselben Front entlang, gegen eine Übermacht von 300,000 Mann, wurde totgeschwiegen; dieses zweite Ringen — Oktober bis anfangs November — dauerte 20 Tage, und es beteiligten sich auf österreichischer Seite daran: das ganze achte, neunte, dreizehnte, fünfzehnte und sechszehnte Armeekorps, ausserdem Teile des vierten und siebenten; es handelte sich somit hier absolut um keine sogenannten Scharmützel, wie ausländische Zeitungen berichteten, sondern um ein riesenhaftes Kämpfen.

Wie vorauszusehen, rüsteten die feindlichen Armeen sich zum dritten Einfall, da nach ihrem Plane Serbien besiegt werden müsse, koste es, was es wolle.

Mit noch gewaltigerer Übermacht stehen sie nun neuerdings diesseits der Drina im Kampfe — Ende November bis 12. Dezember — hier die restaurierten Österreicher, da das immer kleiner werdende Heer der Serben; aber die Toten auferstehen wieder; der Heldengeist geht in die Überlebenden über und so ist — trotzdem heute

ein Mann gegen drei steht, die Sache noch immer nicht verloren; sollte Serbien aber fallen, dann wird es ruhmreich fallen — fallen bis zum letzten Mann, so in Belgrad, so an der Drina.

Auch in Belgrad haben sich in letzter Zeit schwere Kämpfe abgewickelt, aber immer mit demselben Resultate, dass es noch keinem Österreicher gelang, herüberzukommen. In Semendria, rechts von Belgrad hingegen, überschritt der Feind die Donau und setzte sich einige Stunden in Semendria fest; dann aber wurde er blutig zurückgeworfen. Tausende verloren ihr Leben beim Rückzuge in der Donau und 2000 kamen als Gefangene hieher nach Nisch; ich habe sie selbst gesehen; damit wuchs die Gefangenenzahl auf 16,000 an.

Bei den Kämpfen um Belgrad schlugen die Serben die feindliche Artillerie, die links von der Eisenbahnbrücke auf der Insel Ada Ciganlia postiert war, zurück (siehe Photographie). Diese Insel ist nun ebenfalls in serbischem Besitz; es ist dies von ausserordentlicher Tragweite, da dadurch das Bombardieren der Stadt von dieser Seite aus aufgehört hat.

Österreichische Offiziere: Oberstleutnant Aug. Schmid, Major Bajo Kemeny und Leutnant Lajosch fanden hier den Heldentod und wurden von den Serben auf der Insel selbst, wo sie gefallen, feierlich begraben; ein Kreuz schmückt ihr gemeinsames Grab.

Damit schliesse ich meine Belgraderbriefe, mit tiefem Weh zurückdenkend an Freund und Feind.

Die Kämpfe diesseits der Drina nehmen ihren blutigen Fortgang. Mit erdrückender Wucht drangen die österreichischen Heere Ende November bis Valjevo vor, wo der serbische Generalstab sein Quartier hatte, ja der

Feind nahm Valjevo sogar ein und drang unter fürchterlichem Ringen langsam weiter vor; es lag in seinem Plane, nun schnurstracks nach Kragujevatz vorzudringen, dort die Munitionsfabrik einzunehmen und dann auf Belgrad zu zu marschieren, um dasselbe von der Landseite aus zu Falle zu bringen, da dies von der Save und der Donau aus nicht gelang.

Allein der Vormarsch kam zum Stillstand. In verzweifelter Gegenwehr schlägt das zusammengeschmolzene serbische Heer den Feind, der aus vollen sieben Armeekorps besteht, auf der ganzen Front zurück und wenn diese österreichischen Gewalthaufen heute auch noch nicht völlig bezwungen sind, so kommt doch der Vormarsch ins Stocken und das ist für den Moment genug.

Grenzenlose Verwirrung aber hatte dieser Einmarsch des Feindes doch verursacht.

Die vielen tausend Verwundeten in den verschiedenen Spitälern von Valjevo bis Kragujevatz wurden rückwärts nach Nisch und Skoplje evakuiert. Auch Dr. Wutschetitsch musste fliehen mit seinen Mannen und der ihm unterstellten englisch-amerikanischen Mission. Das Publikum selbst flüchtete panikartig nach dem Innern des Landes; aber wo noch Platz finden?

Jeder noch wohnliche Zoll Boden wurde vorher schon von den aus Belgrad ausgewiesenen Östereichern in Beschlag genommen.

In Nisch allein leben heute rund 100,000 Menschen mehr als in gewöhnlichen Zeiten. Wo nur ein Dach über einen Schuppen sich krümmt, stauen sich die Menschen; jeder nur denkbare öffentliche Raum ist mit Verwundeten, mit Gefangenen, mit Flüchtlingen aller Klassen, mit Familien aus Semlin, Mitrowitza, Bosnien etc., also sogar mit

österreichischen Untertanen über und überfüllt und so muss das schwer heimgesuchte, im Todeskrampfe sich windende Volk ausser den eigenen Untertanen auch den aus Österreich Geflüchteten und Gefangenen noch sorgend beistehen.

Und — es wird auch gemacht; es ist dies allerdings eine Arbeit, die ins Gigantische wächst. Ich bin ihr nachgegangen, habe sie beobachtet und fand dabei folgendes: Neben den furchtbaren Auslagen für die Kriegsbedürfnisse leistete die Regierung noch eine volle Million für die Hergereisten zu Obdach- und Ernährungszwecken. Zu Tausenden strömten dieselben Tag für Tag bis tief in die Nacht hinein zum Rathaus in Nisch, wo das Damenkomitee «Humanité» fieberhaft tätig ist, um die erste Not zu lindern und jeden einzelnen und ganze Familien mit Geldmitteln zu versorgen und allen Schlafstätten anzuweisen, bis der Krieg vorüber ist.

Ja, jetzt schaue ich in ein Elend hinein, wie ich es noch nie gesehen, nie für möglich gehalten hätte: hier starrendes Blut, klaffende Wunden, da Armut und verzweifelte Not, dort erlöschendes Leben — Werden und Sterben auf demselben Boden. Aber über allem leuchtet serbische Liebe, die um so grösser und um so heisser flammt, je grösser die Not ist und je wuchtiger das Elend schreit.

12. Dezember 1914.

Das Unglaublichste ist geschehen — das Unmöglicherscheinende möglich geworden: das gewaltige Heer der Österreicher, das tief ins Land, bis Lazarevatz vorgedrungen ist, wurde zurückgeschlagen! Auch eine Flügelabteilung, die bis nach Belgrad vordrang und kampflos sich in den Besitz dieser serbischen Hauptstadt setzte, kampflos, weil die ganze Belgrader Garnison zum Kampfe

mit dem Zentrum abbeordert war, ist auch dort nach schweren Kämpfen zurückgeworfen worden; somit befindet sich heute auf der ganzen Front von Krupany-Valjevo-Schabatz bis Belgrad-Semendria kein einziger feindlicher Krieger mehr.

Möchten das doch die letzten blutigen Tage auf serbischer Erde gewesen sein! Möchte dem armen, verfolgten Volke endlich die verdiente Ruhe zurückgegeben werden.

20. Dezember 1914.

Belgrad, das schöne Belgrad zurückerrettet! Die österreichische Heeresmacht gebrochen! Sämtliche eingedrungene Korps über die Save und Drina zurückgeworfen, 40,000 Gefangene zurücklassend, Hunderte von Kanonen, auch Festungsgeschütze, Maschinengewehre, 60 volle Wagen Munition, Telegraphenapparate, Feldkassen etc. Welch ein Erfolg der kleinen serbischen Armee.

Ja, es geschehen heute noch Wunder, und vor diesem Wunder faltet die ganze serbische Nation die Hände und aus den gepressten Herzen ringt sich los der eine Schrei: Hvala bogu — Hvala bogu! Und dann senkt sich das Haupt, und die Seele weint vor Dankbarkeit zum grossen Gott; so der König, so der Kronprinz, so das ganze serbische Volk. Inniger und tiefer — fern jedem äusseren Pomp — sind wohl noch nie Siege gefeiert worden. Mit diesem einen, tiefen «Gott sei Dank» und einem Tedeum in der Kirche war alles abgetan und ein jedes ging wieder seiner Arbeit und seinen neuen Pflichten nach. Neue Pflichten? Ja, überflutend ist die Arbeit geworden in den Krankensälen des ganzen Reiches; denn sieben Armeen zu schlagen, läuft nicht ab ohne tiefe Wunden ins eigene Fleisch.

Zur Lösung der schweren Kriegsgefangenenfrage.

Zum Menschenknäuel im Innern des Landes und den schon vorhandenen 16,000 Kriegsgefangenen gesellten sich nach der grossen österreichischen Niederlage neue 40,000 Gefangene, für die auch gesorgt werden musste. Diese Sorge wuchs dem kleinen Serbien im Anfange über den Kopf. Die Rationen für die Gefangenen sind kleiner geworden, die Schlafstätten sind über- und überfüllt. Unserm Spitale gegenüber befinden sich in den Räumen der Kavalleriegebäude ca. 20,000. Ich verkehre beinahe täglich mit ihnen, viele machen sich sehr nützlich in den Krankenzimmern und Verbandsälen, in der Küche, in jeglichem Dienste, und denen geht es verhältnismässig am besten; alle österreichischen Stämme sind da: Serben, Ungarn, Kroaten, Slovenen, Böhmen etc. und sehr viele Deutsch-Österreicher, auch aus dem Tirol, blutjunge Burschen, aber auch Männer mit grauen Bärten. Viele sind ganz zufrieden und froh, dass sie überhaupt noch leben und nicht mehr im Feuer stehen müssen, viele erwarten mit Ungeduld die Zeit, die sie wieder in den Kreis ihrer Lieben zurückbringen wird; viele aber sind auch sehr unzufrieden, aber mit Unrecht. Der Kilo-Laib Brot, den diese täglich kriegen mit einem Stücklein Speck ist ihnen viel zu klein; dabei vergessen sie aber ganz, dass sie im Felde oft tagelang gar nichts gehabt. Auf einen solchen Gefangenenansturm war Serbien allerdings nicht vorbereitet — aber schon heute ist die erste Kalamität vorüber, und jeder Gefangene erhält zu obigem auch eine gute Suppe und ein Stück Fleisch. Das muss genügen, es könnte ja noch weit schlimmer

Das Gefangenen-Zentrum in Nisch vis-à-vis unseres Spitals.

Zerstückelung der Fleischviertel hinter den Gefangenenbaracken — daneben die Feldküchen.

Erste Speisung angekommener österreichischer Gefangener. Viele liegen erschöpft am Boden.

Grosser freier Platz zwischen unserm Spitale und den Gefangenen-Baracken.

sein. Eine Grossmacht, die Krieg führen will mit einem kleinen Staate, soll nicht vergessen, auch an das Los der eigenen Gefangenen zu denken; sie soll sich ihrer Verantwortung bewusst sein und auch der doppelten Gefahr, in die sie ihre Leute stürzt, besonders, wenn die Hauptstadt des Landes, zudem die einzige Stadt mit modernen Betrieben, sanitarischen Anlagen und genügenden Räumlichkeiten für 100,000 Menschen mehr oder weniger, gerade für Kranke und Gefangene nicht benutzt werden kann, weil beständig unter feindlichem Feuer.

Also, vor Hunger gestorben ist niemand — im Gegenteil, die meisten erholten sich bald von ihren Strapazen und sahen wieder kräftig und gutgenährt aus.

So ging alles ganz gut bis Mitte Januar. Dann aber kamen dunkle, traurige Tage. Nass wurde es und kalt, auch fiel zuweilen Schnee. Niemand konnte sich mehr im Freien aufhalten. Die armen Menschen waren auf ihre Lager angewiesen — dann kam der Typhus, dieser schreckliche Würgengel, enstanden in Valjewo, woselbst die Österreicher den Serben bei ihrem eiligen Rückzuge die Leichen unbeerdigt zurückgelassen haben. Die Seuche verbreitete sich riesenschnell. Wer noch fliehen konnte, floh — verpflanzte dadurch aber die Epidemie über das ganze Land hin; auch in die Massenlager der Gefangenen kam sie. Das gesamte österreichische Sanitätspersonal, Ärzte und Offiziere, die diese grossen Lager in Aufsicht hatten, wurden ebenfalls davon ergriffen — ich sorgte für sie und verpflegte sie — alle von diesem Stabe wurden wieder gesund.

Ich bekümmerte mich aber auch um die Mannschaft, besuchte sie, sah, was fehlte trotz der österreichischen Aufsicht, und erstattete darüber Rapport an offizieller

Stelle. Dort wurde ich angehört, man gewährte neuen Kredit, half, wo es am nötigsten war; auch das Rote Kreuz schenkte Decken, Leib- und Bettwäsche, frisches Stroh und Desinfektionsmaterial, ebenso der patriotische Damenverein der Kola Sestara. Sobald die Witterung es gestattete, liess die Regierung neue, grosse Baracken erstellen, auch Riesenzelte in Form unserer Sängerfesthütten in gesunder Umgebung ausserhalb der Stadt, ausgestattet mit Betten, wie ich selbst kein besseres besass; so riss man die Massenlager auseinander und desinfizierte die leergewordenen Räumlichkeiten.

Also, Elend war da, aber nur vorübergehend, hauptsächlich Mitte Februar; aber dieses Elend traf die Serben nicht minder; keine Familie, die nicht schwer darunter litt, kein Mensch, der nicht in dieser oder jener Weise mitergriffen wurde — auch die Ausländer, selbst die Schweizer.

Als dann aber die liebe Sonne wieder kam, wurde bald alles wieder gut; die Epidemie erlosch, schon vor meiner Abreise sahen die Gefangenen wie die Serben selbst wieder so frisch und munter aus wie je zuvor.

Am wenigsten hatten von den Gefangenen die Offiziere zu leiden; sie bewohnten den beneidenswertesten Stadtteil; die Kaserne, blank und sauber, steht mit ihrem Vierflügelbau in einem grossen Park förmlich versteckt; die Zimmer sind gross und schön und werden noch geziert durch die Insassen selbst mit Malereien, Girlanden und Landschaftsbildern der Heimat; eine aufgeschlagene Bühne und das davor plazierte Klavier sagen uns, dass hier auch die Muse gepflegt werden darf. Ein Lesesaal bot französische und deutsche Lektüre, sogar Tolstoi fehlte

Freier Lagerplatz rechts von den Baracken.

Grosse Kaserne, Park und freies Feld mit Sportplatz für die kriegsgefangenen Offiziere, im Hintergrunde die Stadt Nisch, links der Bahnhof.

nicht und auch mein «Serbien» überraschte mich. Auch die Post interessierte mich; fachmännisch lag da alles geordnet und für die massenhaft eingehenden Geldsendungen besteht ein zweites Bureau. Diese 700—800 Offiziere sind nach ihren Stämmen untergebracht; jeder Stamm besitzt seine eigenen Zimmer und seine eigene Küche und somit können alle leben nach heimatlicher Manier. Eine neuerstellte Kantine schliesst das Ganze ab, wo die getrennten Stammesbrüder Gelegenheit haben, sich zu finden und einander zutrinken können nach deutscher oder slavischer Art.

Vor der Kaserne befindet sich ein ausgedehntes Feld; dieses dient den Gefangenen als Spielplatz; wenn das Wetter gut ist, sieht man sie vom Morgen bis zum Abend beim Sport.

Mir kam das Ganze vor wie ein grosses Sanatorium, und das brillante Aussehen der Insassen sprach auch dafür; tatsächlich glaube ich nicht, dass es die Gefangenen irgendwo in der Welt so schön haben wie hier; mein Kompliment dem menschenfreundlichen Kommandanten, Oberst Popowitsch, der in so weitherziger Weise für seine Leute sorgt. Nur in einer Sache musste er seine Zügel strammer ziehen als im Anfang. Früher durften die internierten Herren hie und da frei ausgehen; nachdem aber in einigen Fällen das Offiziers-Ehrenwort gebrochen wurde und Egoisten zum Schaden der zurückgebliebenen Kameraden desertierten, trat eine wesentliche Verschärfung ein; gemeinsame Spaziergänge hingegen und Ausflüge sind noch immer von Zeit zu Zeit gestattet. Damit schliesse ich dieses Kapitel, hoffend, es werde für viele eine Beruhigung sein; denn mancher Gefangene hat seine Familie in der Schweiz.

Meine dritte Reise nach Norden, quer durch die Schlachtfelder von Ralja nach Belgrad.

25., 26., 27. Dezember 1914.

Zum zweiten Male führte mich meine Mission von Nisch nach Belgrad, das ich vor der österreichischen Invasion besucht hatte und nun auch nach derselben in Augenschein nehmen wollte.

Am Weihnachtstage reiste ich ab — am Weihnachtsabend gings in düstere dunkle Nacht hinaus, neuen Schrecknissen entgegen, neuen Ungeheuerlichkeiten!

Und warum auch nicht?

Der himmlische Gesang, der vor bald 2000 Jahren die Welt beglückte: «Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen», dieser Engelsgruss, der noch jedes Jahr mit stets neuer Macht die Menschheit packte und ihr Wesen verklärte, fand dieses Jahr keinen Wiederhall in meinem Herzen; in einer Zeit, wo Millionen weinen in dunklen Ecken, auf kalten Lagern von Stroh, wo Millionen von Familien, von grausamer Kriegshand auseinandergerissen, zum Himmel aufschreien in ihrer Verzweiflung und bittern Sehnsucht — wer mag da noch vom Frieden singen?! Und wer kann da noch an ein «Wohlgefallen an den Menschen» denken, solange dieselben brudermörderisch sich vernichten müssen?!

Ach ja — wilde Gedanken durchfluteten am diesjährigen Weihnachtstage mein armes Gehirn, wirre Gefühle pressten mein Herz — Sturm im Innern — Sturm auch aussen. Wie er heulte! Das war mir grad recht und so zog ich denn mit ihm in die dunkle Nacht hinaus.

Nach einer fünfstündigen Fahrt, die der Sturmwind oft fast zum Stillstand brachte, hiess es plötzlich, der Zug geht nicht weiter. Wir stiegen aus. Eisiger Wind pfiff uns um die Ohren und machte dieselben beinahe erstarren. Wo nun hin?

Im Wartesale lagen Soldaten auf den Bänken, auf dem Boden, neben und übereinander. In der Restauration wäre keine Katze mehr durchgekommen — so flüchtete ich mich schliesslich ins Bureau des Stationsvorstandes und blieb allda, trotz anfänglicher Protestation.

Nach einer dreistündigen, peinlichen Wartezeit, von halb 11 bis morgens 2 Uhr, langte endlich ein Zug an, dem man sich wieder anvertrauen konnte. Ich duckte mich alsdann in eine Ecke und schlief bis es taghell wurde. Wieder kam Lapovo, zum dritten male seit meinem Serbienaufenthalte und vier Stunden später waren wir schon in Mladenowatz. Hier betraten wir bereits Schlachtfelderde, markiert durch Zeltlager, Fourage-karawannen und langausgestreckte Pferdeleiber der Bahn-linie entlang. Arme Tiere, wie Schreckliches müssen auch diese im Völkersturme mitmachen! Nachmittags 2 Uhr erreichten wir die Station Ralja.

Von da an gab es keine Bahnfahrt mehr, weil der hier beginnende grosse Tunnel — 9264 m lang — von den Serben selbst gesprengt wurde, um ein zu rasches Vordringen des Feindes zu verhindern.

Tausende von Ochsenwagen vermitteln von hier ab den Verkehr mit den verschiedenen Lagerplätzen und der Metropole Belgrad. Die Fahrt mit diesem Vehikel nähme volle drei Tage in Anspruch, da die Strassen furchtbar ausgefahren sind. So viel Zeit konnte ich nicht daran geben und so bat ich um einen Fiaker; es war

aber keiner da; eine Unterkunft gab es auch nicht, da der Feind vor seinem Rückzuge alles verwüstet und vernichtet und die Lebensmittel mitgenommen hatte.

Zum Glück traf nach abermaligem stundenlangen Warten ein Wagen von Belgrad ein und nahm mich mit retour. Es war ein ausgezeichnetes Gespann, mit dem wir den Weg statt in zwölf Stunden schon in acht Stunden zurücklegten. Mit Windeseile ging es über Hügel, Berge und tiefe Taleinschnitte, an von Leichengeruch erfüllten Feldern, an gespensterhaften Wachtfeuern und im Mondlicht grausig beleuchteten, am Wegerand liegenden weissen Pferdekadavern vorbei.

Während dieser langen Fahrt im eisigen Winde über hartgefrorene Geleisefurchen und holperige Erdhügel, über welche die feurigen Renner hinweghüpften wie Bachstelzen, jeden Augenblick den Wagen in verhängsvolle Schwankungen bringend, bewegte mich stets nur der eine Gedanke: Wie um Gotteswillen war es nur möglich, die österreichischen Heerhaufen aus diesen Stellungen mit all ihren Höhenpositionen und Verschanzungen zu vertreiben! Und als wir den Avalaberg umfuhren, der keck und trotzig auf uns herniederlugte und welchen die Österreicher mit schweren Geschützen armiert hatten, da fand mein Staunen keine Grenzen mehr. Geradezu übernatürlich kam mir der serbische Heroismus vor.

Noch fürchterlicher hat hier der Kampf gehaust als sogar am Tser — dennoch blieben die Serben Sieger. König Peter und seine Söhne, Kronprinz Alexander und Prinz Georg, befanden sich bei diesem Ringen aber nicht hinter den Kulissen, sondern standen selbst mitten im Feuer! Den Stock wegwerfend, ergriff König Peter selbst das Gewehr und mit dem Rufe: «Kinder kommt, siegen

wollen wir oder sterben», stürzte er sich ins Feuer und riss sein ganzes Volk mit ihm.

Ja, ein Volk, das derart kämpft für seine heiligsten Güter, für seinen Herd und seine Scholle, verdient dieselben und kann und wird nicht untergehen. In dieser festen Zuversicht erreichte ich spät nach Mitternacht Belgrad und als ich durch die menschenleeren zurückeroberten Strassen rasselte, beherrschte mich nur ein Gefühl: Gott sei Dank, dass es so ist.

Erster Tag in Belgrad.

27. Dezember 1914.

Morgens 5 Uhr rüttelte eine furchtbare Detonation die ganze Stadt. Was ist denn jetzt wieder los? so dachte ich, kommen die Österreicher schon wieder, oder beginnt das Bombardement von neuem?

Nichts von alledem! Diese Detonation rührte von der Sprengung der Eisenbahnbrücke her, die nun ganz vernichtet ist. Beim Rückzuge der Österreicher sprengten sie die Brücke auf ihrer Seite der Save vom Lande ab. Da sie hierdurch total unpassierbar wurde, sprengten sie die Serben nun vollends zusammen. Ihr Gerippe liegt nun tief im Beete der Save in fünf gewaltigen Teilen, wodurch die Zirkulation der Monitore, die so viel Unheil angerichtet haben, nun völlig gehemmt ist

Ich war unten bei der Brücke und besah dies alles aus nächster Nähe, kletterte über Schützengräben und Verhaue, betrachtete mit Schaudern die Überbleibsel eines Schlachtfeldes, den Wirrwarr von weggeworfenen Kleidern, zertretenen Tornistern, in Kot gestampfter Munition, zerfahrener und zerbogener Wagen, Berge von noch ungebrauchten österreichischen Schrapnells, dazwischen

Stühle, Mützen, vornehme seidene, aus Herrschafts-häusern stammende, in die Erde gestampfte Steppdecken, Bücher etc. Daneben entdeckte ich ein verendetes, in einer Sumpflache liegendes Pferd mit einem Ausdruck und in einer Lage, die zum Himmel schrie!

Tieftraurig zog ich mich an diesem Abend nach der Stadt zurück.

30. Dezember 1914.

Ich habe mich getäuscht; ich glaubte die Feindselig-keiten mindestens für eine zeitlang eingestellt; heute je-doch, schon morgens, fielen vereinzelte Schüsse von der Save herauf und abends kam es zu einem regelrechten Kampf.

Vier Kriegsschiffe kamen von der Donau her, welche Belgrad sofort scharf unter Feuer nahmen und auch einige zerstörende Treffer erzielten, dann aber setzten die schweren serbischen Kanonen furios ein und nach Verlauf einer Stunde zogen die Schiffe ab. Wenn ich von schweren Kanonen spreche, so denke ich dabei an die Festungsgeschütze, die vom Semlinerberge aus fünf Monate lang Belgrad bombardierten.

Diese vorzüglichen Kanonen sind nun hier; die Öster-reicher haben sie herüber gebracht; sie wollten damit nach Nisch. Bei ihrem eiligen Rückzuge aber hatten sie keine Zeit mehr, diese Geschütze wieder mitzunehmen; sie blieben somit hier und leisten nun den Serben ganz vor-zügliche Abwehr-Dienste!

Heute, am 31. Dezember, fiel noch kein Schuss. Wollte Gott, es wären gestern die letzten gewesen und der Jahreswechsel brächte uns F r i e d e statt U n f r i e d e und V e r n u n f t statt H a s s!

1. Januar 1915.

Neujahr in Belgrad! Mit Kanonenschüssen wird dieses 1915 soeben eingeweiht. Sind es Freudenschüsse? Ist es Siegesdank? Nein — es sind Schüsse von drüben; das Elend fängt von vorne an und kennt keine Grenzen.

Als vor bald 700 Jahren die kleine Schweiz anfing, der habsburgischen Gewalt müde zu werden, als dieselbe bei Morgarten, bei Sempach, bei Näfels die österreichischen Heere schlug und die Blüte des Adels vernichtete, da beugte sich das Habsburgerhaus vor dem Heroismus des kleinen Feindes und bot ihm «Frieden» an. Wie anders hier! Auch die Serben haben bereits dreimal die österreichischen Gewalthaufen zurückgeworfen, mit welcher Vehemenz das letzte Mal, das weiss die ganze Welt; allein, hier gibt es keinen Einhalt.

Der Donner der Kanonen grollt weiter, blinder Hass und grimme Wut haben die Oberhand und Leid und Schmerz blühen aufs neue . . . . . .

Die heroische Mission der tapfern Amerikaner.

Belgrad, 2. Januar 1915.

Wie in einem frühern Briefe bereits notiert, arbeitete die durch die bekannte Philantropin Mme. Mabel Slavko Grouitsch requirierte amerikanische Rotkreuz-Mission in Belgrad unter dem Chefarzte Dr. Eduard M. Ryan, Dr. James O. Donovan und Dr. William T. Ahearn als Chirurgen und der Leiterin Miss Mary Gladvin mit einem ganzen Kranze von Berufsschwestern.

Nach der offiziellen Evakuierung der Belgrader Bevölkerung entschlossen sich die Amerikaner, auf ihrem Posten zu verbleiben, komme was da wolle, namentlich aber auch, um den sich nicht von der Scholle Trennen-

den — es betraf dies meist Arme, zirka 9000 Frauen und Kinder, einige tausend alte Männer, Dienstboten und Arbeiter — in schweren Tagen eine Stütze zu sein.

Als dann die Österreicher kamen und von der fast gänzlich verlassenen Stadt Besitz nahmen und ihr erstes Werk die Errichtung eines Galgens war, mitten auf dem Hauptplatze Belgrads, da hatte der Direktor der amerikanischen Mission den Mut, gegen diesen Barbarismus aufzutreten; der Galgen wurde damit allerdings nicht aus der Welt geschafft, aber doch an einem weniger öffentlichen Orte aufgestellt.

Dann kamen die Kämpfe, kam die furchtbare Schlacht um den Awalaberg herum, auf dessen Anhöhen die Österreicher mit ihren schweren Geschützen Posten gefasst hatten. Diese Schlacht lieferte der amerikanischen Mission innerhalb zweimal 24 Stunden 9000 Verwundete; der Spital ist aber nur für 1000 Mann eingerichtet; trotzdem richtete man sich rasch ein, um 3000 aufnehmen zu können; die Schwerverwundeten von den Österreichern fanden Unterkunft. 6000 von den übrigen aber wurden auf österreichischen Boden abgegeben und nach Semlin dirigiert.

Die Arbeit für die 3000 Verbleibenden war eine erdrückende, wurde aber trotzdem meisterhaft bewältigt; alle Kräfte verdoppelten, nein, verdreifachten sich.

Bemerkenswert ist, dass eine serbische Hilfskraft, eine Künstlerin von Belgrad ebenfalls unter den Verwundeten sich befand. Sie wurde von einer Kugel niedergestreckt, als sie über den Spital-Hof ging. Jetzt ist sie ausser Gefahr; doch war ihr Zustand sehr bedenklich: Unterleibsschuss.

Der amerikanischen Mission aber gebührt für ihr tapferes Verhalten, mitten im Kugelregen drin ausgehalten

Einfahrt und Frontansicht des Militärspitals.

Amerikanische Mission mit Chefarzt Dr. Ryan.

Nebengebäude.

Die amerikanische Mission in corpore.

zu haben, ein Ehrenkranz, den ich voll Erfurcht und mit den besten Wünschen für ihre weitere segensreiche Tätigkeit hiermit überreiche.

Am Tage vor der Schlacht auf der Ciganlia.

3. Januar 1915.

Nach zwei regnerischen Tagen, die mich an meinen Arbeiten: «Auf der Suche nach Wahrheit» ausserordentlich gehindert haben, kam endlich die helfende liebe Sonne wieder, und so unternahm ich denn mit Herrn Professor Denitsch von der Vojna Stanitza, der letztes Jahr in Zürich seine philosophische Studien fortgesetzt und mit dem ich schon dort hochgeistige Stunden verlebt hatte, Streifereien nach Toptschider, einmal über den Weinberg und einmal der Save entlang, bei den schrecklich vernichteten Objekten der Eisengiesserei, Bierbrauerei, Mühle Bailony etc. vorbei bis zu der zumteil zerstörten Zuckerfabrik. Auf diesen Wegen hielten wir auch Einkehr bei den verschiedenen Platzkommandanten; am längsten verweilten wir bei dem Höchstkommandierenden Belgrads selbst, Herrn Oberst Tufegjitsch, der uns in interessante Kriegseinzelheiten einweihte und uns auch in seiner ganzen Villa herumführte, die ohne Worte Zeugnis ablegte von den Tagen der österreichischen Herrschaft.

Nach diesem Besuche gab es für uns keine militärisch abgesperrten Wege mehr; jeder lag offen vor uns, wohin er auch führte; doch, was ich alles fand auf diesen Wegen, das werde ich erst später in einem separaten Kapitel — Auf der Suche nach Wahrheit — zusammenfassen.

Da der Kutscher, unwillig geworden vom langen Warten, sich still davon machte, uns unserm Schicksal

überlassend, stellte uns der Herr Oberst in seiner Liebenswürdigkeit seinen eigenen Wagen zur Verfügung; trotzdem wurden wir öfters angehalten und mussten jeweilen ausserordentlich breitspurig unser «Woher» und «Wohin» begründen.

Am folgenden Tage setzten wir unsere Studien fort.

Eben unten an der Save, der Insel Ciganlia gegenüber, woselbst die Österreicher sich immer noch bemühten, fünf schwere Schlepper in ihren Bereich zu ziehen, schwirrten plötzlich schwere Geschosse über unseren Köpfen dahin. Sie fielen alle in die Mitte der Insel und kamen von Belgradschen Anhöhen herab.

Es entstand eine heftige Kanonade, während welcher die Serben am untern Ende der Ciganlia auf breiten Flossen über die Save setzten und glücklich landeten; da der Feind durch die Kanonade von dieser militärischen Manipulation abgelenkt wurde, beachtete er diesen Vorgang nicht.

Ich stand während dieser Zeit in den vordersten Schützengräben direkt an der Save und nur in 200 m Distanz vom Lager der Österreicher auf der Ciganlia.

Ich photographierte vom Walle aus rasch die Insel mit den Kähnen und auch die weiter oben liegende, in fünf Teile gesprengte Eisenbahnbrücke. Gespannt erwarteten wir nach der Truppenlandung den Beginn einer Schlacht; es geschah aber nichts und so zogen auch wir uns zurück — in langen Laufgräben, unter den Eisenbahngeleisen hindurch, bis wir endlich hinter hohen Erdwällen feuersicher wieder herauskamen.

Die hier amtierende Mannschaft braute uns einen guten Kaffee und war sehr traurig, mir die Tasse bloss auf einer angebrannten Schindel präsentieren zu können statt

Der Laufgraben, durch den ich unter Geschützdonner bis ans Ufer der Save kroch, nur 200 Meter vom Lager der Österreicher entfernt.

Ada Ciganlia.

Lager der Österreicher. Im Vordergrunde der mich schützende Erdwall.

Trümmer der Bierbrauerei.

Grandioser Einschlag in die Erde bei den Ruinen der Bailonymühle.

Zerstörungen der Topschiederstrasse entlang. Schlachtfeld-Überbleibsel. Vis-à-vis die Insel Ciganlia.

auf einem würdigeren Teller! Mein Gott! Vor dieser Schindel hatte ich grössere Hochachtung als vor einem ganzen Service aus Silber und Gold!

Als es Abend wurde, erwartete ich abermals mit Bangen den Beginn einer Schlacht auf der Ciganlia, dieser schrecklichen Insel, um die stets aufs neue wahnsinnig gekämpft wird — diesem fürchterlichen Fleck Erde, auf welchem jeder Stein blutbefleckt ist von all den Verwundeten und Leichen. Aber auch an diesem Abende geschah nichts; es war wahrscheinlich zu mondhell und und so musste ich denn weiter bangen für kommende Schrecknisse und neuen Tod.

Schlacht auf der Ciganlia.

4. Januar 1915.

Stockfinstere Nacht! Wolkenschwer und regenbehangen der Himmel! Feucht die Luft und kalt die Erde.

Bumm! dröhnt es plötzlich durch die Stille der Nacht! Und nun folgt Schlag auf Schlag — von der Festung her, von allen Anhöhen hernieder zischt es in langen Feuerstreifen über die dunkle Stadt hin und donnert es wie aus tausend Schlünden über die Ciganlia hin, woselbst die österreichischen Geschütze ihrerseits aufschreien und in wilde Aktion treten. Und zwischen diesen Donnerschlägen ratteln mit unheimlicher Schnelligkeit die fürchterlichen Maschinengewehre ihr todbringendes: taka-taka-taka-tak. Salve nach Salve mischt sich ins Höllenkonzert; so brodelte und brodelte es zwei volle Stunden lang; dann blitzte es nur noch hie und da auf aus den österreichischen Kanonen, endlich hörte auch das auf; es wurde stille — — — ganz stille — — — totenstill — — — — —

Ach ja — wie manches Leben hat in diesen Stunden

wieder aufgehört zu schlagen, aber ebensoviele leben ihr zertrümmertes Leben schmerzvoll weiter!

«Ja-o-ja» schreit es wild in die dunkle Nacht hinein! «Pomotsch hier, Pomotsch da!» «Pomotsch» ringsum und um! Mein Gott, mein Gott, wie kann man nur Hülfe bringen einem jeden zur rechten Zeit!

Die Insel ist zurückerobert und die fünf schweren Schlepper damit gewonnen. Riesiges Sanitätsmaterial enthielten dieselben — genug für eine ganze Armee. Wie nötig ist dasselbe, ach, immer und immer wieder.

Und doch, wie viele Millionen Wunden, die der Krieg geschlagen, lassen sich nie, ewig nie verbinden. Soviel Herzeleid, soviel gebrochenes Glück, soviel getrennte Liebe und getrennte Leben schleppten sich hinüber ins neue Jahr! Einsam trauern sie hier, einsam dort; da treibt Hunger Verlassene zum Wahnsinn, gemordete Existenzen sinken in Verzweiflung. Ja, Millionen Wunden heilt kein Verbandzeug der Erde, heilen ewig nicht. — — — — —

Mit diesem Kampfe auf der Ciganlia, der mich bis ins Innerste erschütterte, ich schaute ihm vom Dachfenster aus zu, schliesse ich meine Belgrader-Briefe. Zwei Tage später reiste ich wieder ab nach Nisch via Toptschider mit Umsteig auf der zerstörten Eisenbahnbrücke zwischen Rakovitza und Ralja. Der gesprengte Tunnel war bereits wieder repariert und somit wieder fahrbar, sodass der lange Weg um den Avalaberg herum nicht mehr begangen werden musste. Ich war sehr froh, denn meine zehntägigen Fahrten und Märsche in und um Belgrad herum in stets anstrengender Suche nach Wahrheit hatten mich ordentlich erschöpft und so sehnte ich mich doppelt nach Nisch zurück . . . Aber, über so Manches, was ich gesehen, muss ich heute schweigen. — — — — — — —

Damenschule an der Krunska vor dem Kriege.

Wie es heute aussieht.

Zerstörungen im Innern des Schulhauses.

Jedes Zimmer des ganzen Hauses befand sich in solch schrecklichem Zustande.

Zerstörungen von Privateigentum.

Inneres einer Apotheke.

Wieder in Nisch

in meiner Krankenpraxis.

Nisch, Juni 1915.

Als ich vor bald einem Jahre hieher kam, gleich nach der österreichischen Kriegserklärung an Serbien, da war ich von den Fremden die erste, die Serbien in den schweren Leidenstagen beistehen wollte. Noch fanden damals keine kriegerischen Zusammenstösse statt; daher waren die Spitäler, die regelrechten und improvisierten, noch leer; aber alle Hände waren tätig, um für kommende hilfsbedürftige Tage bestens vorzubauen.

Und sie kamen bald, diese Tage. Die Kämpfe an der Drina, die Einfälle bei Schabatz und die Schlacht am Tser lieferten Leidensmaterial genug; die ganze serbische Liebestätigkeit, wie wir sie schon von den letztjährigen Balkanwirren her kennen, trat dann aber auch in volle Aktion.

Das Rote Kreuz, die Kola Sestara, die Schenski Drustwo, die Gesellschaft der Fürstin Ljubitza — alles Vereine von serbischen Damen, die, bekannt als glühende Patriotinnen ihr eigenes Leben über der Arbeit für ihre pflegebedürftigen Vaterlandshelden verachten — diese alle begaben sich auf ihre Posten, hier, um das Blut der Wunden zu stillen, dort, um seelischen Leiden beizukommen, oder um der Armut zu steuern und das tausendfache Elend der Einheimischen und Herbeigeflüchteten nach Möglichkeit zu lindern.

Ich selbst begann meine Tätigkeit gleich bei der Ankunft der ersten Verwundeten im ersten Reserve-Hospital in Nisch und zwar in der Ambulanz. Täglich verbanden wir die armen zerschossenen, durchstochenen, zerquetschten,

zerrissenen, zersplitterten, zum Teil zerhackten, verbrannten und amputierten Glieder der armen Leidensmenschen, Freund wie Feind.

Welch' eine blutreiche Arbeit! Wie das Blut selbst, so rieselte Tausenden der Angst- und Schmerzensschweiss über die feuchtheisse Stirne. Ach wie so oft ballten sich die Fäuste, krampfte sich das Herz, um die furchtbarsten Qualen niederzukämpfen! Oft gelang es, oft auch nicht; oft durchbrachen die übergrossen Leiden die zusammengepressten Lippen dennoch und markerschütternde Schreie widerhallten von den Wänden und durchzitterten die Luft. Gott sei Dank, gab es nach langen dunkeln Stunden auch wieder lichtere Momente.

Es gibt nun allerdings auch Hände, die den höchsten Schmerzen entgegenzuarbeiten verstehen, Hände, die die Wunden sachter berühren und die von den Leidenden förmlich angebetet und mit Dankestränen benetzt werden. Und fragen wir, wem diese Hände angehören, dann lautet die Antwort: Wahrlich keinen Ungeübten! Gerade bei Autoritäten der Chirurgie fand ich wiederholt das weichste Herz und die zarteste Hand, während Neulinge sich oft der Brutalität schuldig machten und sich erst gross fühlten, wenn ihre Opfer sich unter ihren Fingern krümmten. Ein Verbandzimmer ist eben kein Operationszimmer. In letzterem werden die Patienten bei schweren Eingriffen narkotisiert und da spürt der Verwundete die Schmerzen ja nicht.

Je schwerer aber die Eingriffe, desto fleissiger muss die Wunde ausgewaschen und bis in jede Tiefe hinein gereinigt werden; das muss täglich geschehen, um Komplikationen zu vermeiden. Täglich aber kann man den Menschen nicht narkotisieren, sonst würde er unfehlbar

1. Reserve-Spital in Nisch, woselbst die Verfasserin gelebt und gearbeitet hat.
Oesterreichische Gefangene und Volk erwarten den Sanitätszug.

Der einfahrende und vor unserm Spital anhaltende Sanitätszug.

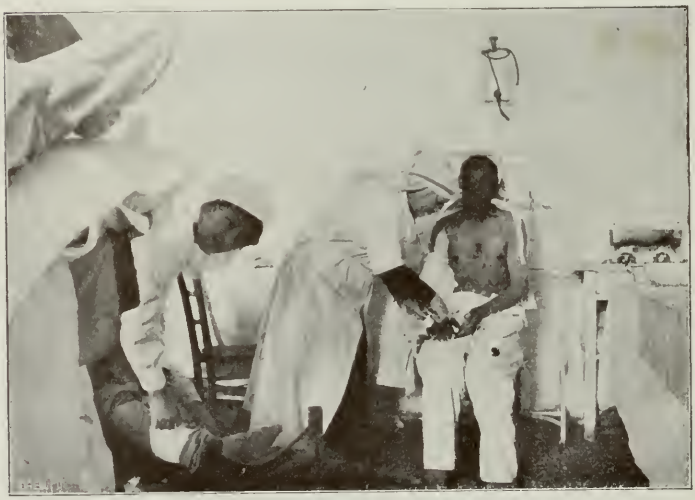
Die Direktion, Ärzte und Hülfspersonal erwarten mit dem Volke den angemeldeten Sanitätszug. Links Damen der russischen Mission.

Die leitenden Damen der Kola Sestara: rechts Mme. General Lucowitsch, links Frl. Mirka Grouitsch, in der Mitte Mme. Pawitschewitsch.

Unser Verbandzimmer mit Direktor, Ärzten und Hilfspersonal. Links Frau Oberst Persitsch und rechts Frau Minister Marincowitsch an der Arbeit.

Dr. Stokitsch mit seinem barmherzigen Helferinnenstab, links eine serbische Medizin-Studierende.

Selbständig arbeitende Damen.



Madame Dr. Petrovitsch und die Verfasserin an der Arbeit.

zugrunde gehen; deshalb müssen die Schmerzen des Verbandwechsels bei vollem Bewusstsein ertragen werden, so weh es auch tut, es gibt keinen andern Ausweg. Das ist die allertraurigste Begleiterscheinung des Krieges, dass diejenigen, die im Kampfe fürs Vaterland verwundet wurden, nachher so schrecklich leiden müssen, bis sie wieder gesund sind oder trotz allem lebenslänglich elend bleiben.

Hier also arbeitete ich wieder mit verschiedenen Damen der serbischen Gesellschaft, Mitglieder der Kola Sestara, des serbischen Schwesternringes, dessen Ziel die Sorge für die Verwundeten ist. Leiterin und Präsidentin dieses grossen Vereins, dem jede gebildete Dame des ganzen Landes angehört, war Frau Generalin Lucowitsch. Auch unser Spital stand unter ihrer Leitung. In den Verband- und Krankensälen waren diese Damen tagtäglich an der Arbeit und ich bewunderte auch dieses Jahr wieder ihr fachmännisches Geschick in jeder Abteilung. Ich habe in diesem würdigen Kreise herrliche Tage verlebt, aber auch das bitterste Leid kennen gelernt und voll gekostet.

Wie ging das zu?

Nach dem dritten und gewaltigsten Einfalle der Österreicher auf serbisches Gebiet, dem der ganze Norden zum Opfer fiel, also auch Belgrad, wurde nicht nur das flüchtende Publikum ins Innere des Landes verwiesen, sondern auch alle Kranken und Verwundeten mussten evakuiert werden, auch Kragujevatz musste geräumt werden mit seinen vielen tausend Patienten. Aber wohin? Jeder Spital im Innern des Landes erhielt seinen Teil, Bett an Bett wurde aufgestellt, in den Zwischengängen, in den Korridoren, überall wo noch ein Plätzchen

sich vorfand. Griechische, englische, amerikanische, russische und französische Hilfsmissionen eilten herbei, um die serbische Sanität zu unterstützen, Ärzte zu Hunderten an Zahl. So konnte man bald dem Ansturm der Not entsprechen. Dann aber kam hässliches Wetter, die Erde glich einem Sumpfe. In Valjewo brach der Typhus aus. Die Epidemie raste allda. Wer noch fliehen konnte, floh, verpflanzte aber dadurch die Epidemie übers ganze Land hin. So kam sie auch zu uns, dem Würgengel Tod war nur schwer beizukommen, er drang unaufhaltsam in alle Volksschichten ein.

Unsere Frau Generalin Lucowitsch, die verkörperte Humanität, liess sich nicht abhalten, die Unglücklichen im Norden und Westen des vom Feinde wieder völlig befreiten Landes aufzusuchen. Ganze Wagenladungen Ware nahm sie mit, um sie unter die Bedürftigsten zu verteilen, gleichviel ob Freund oder Feind. Mit dem Tode im Herzen kam sie zurück. Einige Tage später sank auch diese grosse, starke, herrliche Frau ins kalte Grab. Seit 15 Jahren war sie die «Mutter» Serbiens gewesen, nun hatte auch dieses glühende Herz aufgehört fürs Vaterland zu schlagen. — Weinend umstanden wir ihr frostiges Grab, weinend gingen wir wieder von dannen. Nicht der einzelne, die Nation trauerte um sie. Jedermann war erfüllt von dem letzten Zurufe an sie: «Grosse Frau, Dank und Ruhm dir, in alle Ewigkeit, Amen».

Nach dem Tode dieser edlen Frau, die auch mir eine «Mutter» gewesen war, fühlte ich eine unendliche, unausfüllbare Leere in meinem Herzen. Es war mir, als müsste ich etwas unternehmen, irgend etwas, das im Sinne der Verstorbenen gewesen wäre. Als ich nun

Frau General Lucowitsch, Präsidentin der Kola Sestara.
† am Flecktyphus im Februar 1915.

Russische Abteilung unseres Spitals. Eine verwundete Frau von Semendria.

Russisches Vorratsmagazin. Gratisabgabe an Bedürftige, Freund und Feind.

sah und hörte, dass im Gefangenenlager, unserem Spitale gegenüber, der Typhus ebenfalls seine Einkehr hielt, da ging ich hinüber um nachzusehen, um wo immer möglich zu helfen. Madame Lucowitsch war stets den Gefangenen so gut gesinnt, also wollte auch ich etwas für diese Armen tun.

Während der Typhusepidemie im Gefangenenlager.

Das Gefangenenlager war österreichischen Ärzten und österreichischem Pflegepersonal unterstellt. Also Brüder sorgten für Brüder. Nur zu einer kurzen täglichen Visitation kam eine serbische Autorität, die Wünsche und Anträge entgegennahm. Dr. Engelhardt, Chefarzt der Gefangenenabteilung, führte mich in seinem Reiche umher. Im Freien konnte sich niemand aufhalten; es war zu kalt und zu feucht. So befanden sich denn alle in den der Kavalleriekaserne zugehörenden Gebäuden ‹siehe Photographie›. Tausende lagen allda in Reih und Glied, die einen wachend, die andern schlafend — die einen müde, andere krank, wieder andere sterbend.

Als ich durch die langen Reihen schritt, rief mich plötzlich ein Kranker an: «O Fräulein, Fräulein, helfen Sie uns. Ich kenne Sie!» Und richtig, es war ein Kranker von Kragujevatz, den ich seinerzeit pflegte, auch war ich behilflich, als Herr Dr. Sondermayer ihm sein amputiertes Bein verband. Erschüttert von diesem Wiedererkennen reichte ich ihm die Hand und versprach etwas zu tun, aber nicht nur für ihn allein, sondern für alle. Neues Stroh musste her, Decken, Beinkleider, Strümpfe, Linge etc., das sah ich sofort. Und Serbien zur Ehre kann ich sagen:

alles, um was ich bat, wurde gegeben. — Ausserdem wurde die sanitarische Aufsicht in jeder Hinsicht verschärft — kurz, Hilfe kam von allen Seiten, und als dann, wie schon gesagt, auch der Himmel noch ein Einsehen hatte und die liebe Sonne wieder wärmend herabscheinen liess, die schnell die nasse Erde trocknete, so dass die armen Menschen wieder in die reine, herrliche Gottesluft hinausrücken und sich wieder durchstrahlen lassen konnten vom wonnigen Licht, da drang auch wieder heilsame Hoffnung in jedes Herz hinein. Meine Bemühungen um das Los der Gefangenen wären mich aber bald teuer zu stehen gekommen. Es gab Leute, die ganz anderes darin erblicken wollten als Menschlichkeitsgefühl. Ich wurde angegriffen, verdächtigt, denunziert. — Ich stellte mich selbst beim Kriegsministerium und wollte die Sache untersucht haben.

Resultat: Das Kriegsministerium überwies das bezügliche Material in meine eigenen Hände zurück, und Ministerpräsident Pasitsch liess mich auf sein Bureau kommen und gab mir, im Namen Serbiens, Satisfaktion. Ausserdem wurde dieses Intermezzo im Regierungsblatte veröffentlicht. Das war doch sicher mehr als genug . . .

Nun zur Epidemie selbst, ihre Eigenart.

Wir hatten es in Serbien mit drei verschiedenen Typhusarten zu tun:

1. Rekurrenz, hohes Fieber, influenzartig, grosse Unruhe, Verlauf ziemlich ungefährlich, zuweilen aber auch recht tückisch; neue Anfälle verursachen grosse Schwäche.

2. Typhus abdominalis, Unterleibstyphus, auch in Westeuropa bekannt.

3. Typhus exanthematicus, Flecktyphus, eine eigentliche Kriegskrankheit. Ich hatte es hauptsächlich mit Flecktyphus-Kranken zu tun, und da man im westlichen Europa diese Epidemie nicht so recht kennt, will ich an Hand von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen versuchen, ein Bild von ihr zu entwerfen.

Flecktyphus ist ausserordentlich schwer zu behandeln. Nicht alle Fälle verlaufen tötlich, aber, wo grosse Menschenmassen zusammenwohnen müssen und es an reiner Luft gebricht, da ist wenig Hoffnung auf Rettung vorhanden.

Alle Fälle haben folgendes gemein:

1. Sprungweises Fieber. Am gleichen Tage zeigt das Thermometer 37,0, auch 40 bis 41 Grad Fieber und kann dasselbe wieder fallen bis 37. Während der Krisis, zwischen dem neunten und dreizehnten Tage, bleibt das Fieber immer hoch.

2. Am vierten, spätestens am fünften Tage brechen kleine, runde rötliche Flecken aus, die sich durch Druck wegpressen lassen, aber wieder kommen. Brust, Rücken und die innern Armseiten werden am schnellsten von diesem, den Masern ähnlichen Ausschlag betroffen; das Gesicht bleibt frei. Gegen das Ende der Krankheit werden die Flecken blaugelb.

3. Grosse Herzschwäche, der stärkste Mann stirbt oft nach wenigen Tagen daran; meist wird das zur Todesursache, besonders bei fetten Menschen. Patienten mit von Natur aus schwachem Herzen müssen schon nach den ersten Tagen drei- bis fünfmalige Kamphereinspritzungen und Digitalis erhalten zur Regulierung des Herzschlages.

4. Rasendes Kopfweh, was oft schon nach wenigen Stunden zur Bewusstlosigkeit und zum Irrereden führt.

5. Grosser Durst. Auch wenn die Kranken bewusstlos sind, muss man ihnen zu trinken geben; sie saugen immer ein, wenn man ihnen das Glas oder den Löffel an den Mund setzt. Viel trinken wirkt heilend, gleichgültig, was es ist: Wasser, Bier, Milch, Thee, Champagner, Cognac, Orangen, Zitronensaft etc.

Fernere Eigentümlichkeiten: Schwermütige, weinerliche Stimmung, schon im Anfang; auch Tobsuchts- und Wahnsinnsanfälle sind nicht selten.

Blutsturzartiges Brechen oder Nasenbluten, letzteres ist meist ein gutes Zeichen: das Gehirn wird entlastet und solche Patienten haben dann weniger Kopfweh.

Durchfälle in bewusstlosem Zustande. Es ist dies ausserordentlich gefährlich und führt, wenn das Pflegepersonal nicht peinlich gewissenhaft kontrolliert, zu schwerem Decubitus — Wundlöcher bis in die Knochen. Bei den meisten wird die Zunge schwer und geschwollen; die Patienten können nicht mehr sprechen, andere verlieren das Gehör; die Ohren fliessen, die Augen brennen, das Weisse im Auge wird rot. Alle haben schrecklichen Speichelabgang, an dem sie oft fast ersticken. Es ist durchaus notwendig, von Zeit zu Zeit mit einem in antiseptischer Lösung getauchten Läppchen den Mund auszuwaschen, was allerdings sehr schwer ist, da die Kranken meist sich ganz versteifen und den Mund nicht freiwillig aufmachen; sie sind in diesem Stadium überhaupt nicht bei Bewusstsein. Das ist das Krankenbild ganz schwerer Fälle, wie ich solche in meiner Pflege hatte. Es geht daraus hervor, dass man solche Kranke in der Krise nicht einen Moment aus den Augen lassen darf und dass Hülfe und Beistand Tag und Nacht notwendig sind. 21 Tage und Nächte habe ich so ausgehalten; dann aber

brach ich vor Erschöpfung zusammen. Fieber hatte ich nie; ich war somit der Infektion entgangen.

Das vorstehende Krankheitsbild dürfte genugsam zeigen, wie schrecklich dieser Flecktyphus ist. Trotzdem ist er nicht immer tötlich; kann der Herzschwäche entgegengearbeitet werden, dann ist unter gewissenhafter Pflege auch bei den schwersten Fällen das Leben zu retten. Hauptsache in der Pflege ist ausser dem hievor schon angeführten:

1. Kompressen, ununterbrochen aufgelegt auf Stirn, Schläfen und namentlich auch auf Hinterkopf. Ich habe nur getränkte Watte aufgelegt, stets auf die Seite, die frei war — links, wenn Patient rechts lag und umgekehrt. Es hat sich dieser Modus sehr gut bewährt; denn auf diese Weise wurde der Kranke niemals inkommodiert und hatte doch beständig Kühlung.

2. Brustwickel, gekreuzt angelegt, resp. über die Schultern geschlungen, täglich 2—4 Mal, je nach der Temperatur.

3. Kalte Ganzwaschungen täglich, bei Decubitusgefahr 2—3 Mal, bei grosser Gefahr mit Alkoholmischung.

4. Grösste Zimmerruhe, peinlichste Reinlichkeit, gute Lüftung; bei Sonnenschein Türen und Fenster offen, ja keine Verdunkelung; Licht und Luft sind Hauptheilfaktoren.

5. Beständige Durstlöschung; der Kranke verlangt nichts im hohen Fieberstadium; trotzdem muss er bedient sein, und stets schlürft er gierig, wenn ihm etwas gereicht wird; es ist dies um so leichter, da er alles trinken darf.

6. Wenig Medikamente — nur Dringendstes — mehr nur Einspritzungen.

Krankheitsdauer ohne Komplikationen: 4—5 Wochen. Mit Komplikationen, Lungen- und Brustfellentzündungen, Decubitus etc., kann sich die Genesung monatelang hinziehen. Der Patient hat keine Erinnerung an seine Krankheit, er weiss nichts von seiner Schwermut, seinem Toben und Wüten und Schimpfen, auch nichts von der bangen Sorge, die man um ihn gehabt. Auch sonstige Erinnerungen an sein Leben und seine Tätigkeit vor seiner Erkrankung kommen ihm nur ganz langsam zurück. Seine Genesung ist ein Traumleben, ein Dämmerzustand, der sich erst nach und nach wieder hebt. Wer diesen Flecktyphus aber einmal überstanden hat, der wird nicht so leicht wieder von ihm betroffen, weshalb man solche Personen nachher gerne im Spitaldienste verwendet. Vor Rekurrenz und Typhus abdominalis jedoch sind sie nicht gefeit. Ich kenne Krieger, die alle drei gehabt haben und dennoch am Leben blieben.

Meine erste Nacht bei den Flecktyphuskranken in den Isolierbaracken.

Winter war's, kalt, nass. Der Sturm heulte. Die Vorhänge schwankten vom Drucke der Luft. Im Ofen flackerte es träge; das Holz war feucht. Von der Decke herunter hing die Lampe; sie roch. Die Ventilation musste in Tätigkeit bleiben; dadurch ward die Temperatur im Zimmer gleich derjenigen draussen. Um mich herum standen 7 Betten. Der Durchpass war eng, kaum dass ich einen Stuhl irgendwo hinstellen konnte. Meine Hauptpflege erstreckte sich diese Nacht auf einen österreichischen Sanitätsoffizier, Beamter im Kriegsministerium zu Wien. Er lag in schwerer Krisis; sämtliche Ärzte gaben ihn

für verloren. Ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager, warf seinen Kopf hin und her, stöhnte zum Gotterbarm und fuchtelte mit den Händen in der Luft. Ich machte ihm Kompressen, gab ihm zu trinken, jede Viertelstunde einen Löffel voll Champagner — wie gierig er diesen einschlürfte! Einmal schien es, als ob er mich erkenne — ich hatte ihn schon vor der Evakuierung im Sänitäts-zimmer des Gefangenenlagers gepflegt. Er schaute mich an, dann stürzten ihm Tränen aus seinen Augen, doch blitzschnell war sein Geist wieder anderswo. Etwas muss ihn schrecklich beunruhigt haben; er schlug nach der Wand und suchte immer etwas zu fangen. Was war es nur?

Ängstlich folgte ich seinen Bewegungen. Da entdeckte ich einen Schatten, der sich beim starken Winde hin und her bewegte. Ich wendete mich um und um, um die Ursache zu finden, zuletzt fand ich sie. Der Draht, an dem die Lampe hing, zeichnete sich scharf ab an der Wand. Was konnte ich tun? Ich verdeckte mit einer Ärmelschürze die ganze Lampe; dadurch wurde die Wand gleichmässig beschattet und das störende Element ver-schwand. Mein Patient wurde ruhig und schlief bald da-rauf ein.

Nun gab's Krach auf der andern Seite. Fürchterlich schrie ein Prager Fähnrich auf, zeigte nach der Lampe und brüllte: «Schaff mir den Kopf da weg! Ich mag diesen Kopf nicht sehen — der grinst mich ja an — schnell, schnell, schaff' mir den Schädel da weg!» Ich folgte seinem Blick, drehte alsdann die Schürze und er-klärte: «So, jetzt ist er weg, der Kopf, jetzt können Sie wieder ganz ruhig schlafen». Und richtig, er glaubte mir, plapperte mir noch nach: «Ja, jetzt ist er weg, der Kopf». Damit legte er sich ermüdet aufs Kissen zurück.

Ich gab ihm noch zu trinken und dann schlief auch er für einige Stunden ein.

Als ich mich umwandte, stand ein serbischer Offizier hinter mir. Seine Uniform bestand aus weissen Unterhosen, wie er sie im Bett trug und aus seinem Hauptmannskäppi. Er salutierte stumm und wollte an mir vorüber. «Aber mein guter Freund, wohin denn, wenn ich fragen darf?» so redete ich ihn an. «Ich muss nach Hause; es ist schon sehr spät!» — Ach so, das ist sehr gut; dann komme ich gleich mit.» Damit zog ich ihn sanft am Ärmel und führte ihn zum Bett zurück. Willig folgte er mir. Dort angelangt, sagte ich: «So, jetzt sind wir ja schon daheim und nun gehen Sie schlafen, das tut Ihnen gut.» Widerstandslos legte er sich hin und dann schlief auch dieser beruhigt ein.

Kaum war das geschehen, gab mir mein Leutnant wieder zu tun und nachdem auch er wieder besorgt war, schrie es aus einer andern Ecke, so ächtböhmisch deutsch: «Ich habe Durst! Gib mir was zu trinken!» Auf meine Frage, was ich holen soll, meinte er: «Ich mag a Masserl Bier». Bier hatte ich diese Nacht nicht; so reichte ich ihm halt ein grosses Glas Wasser, in der Hoffnung, er werde es kaum merken — und richtig, er merkte es nicht. Mit einem Wohlbehagen sondergleichen setzte er das Glas an und schüttete es buchstäblich «hinter die Binde», wie man zu sagen pflegt, kaum dass man eine einzige Schluckbewegung sah. Dem ersten «Masserl» musste ein zweites folgen. Er wollte auch ein drittes, das gab ich ihm aber nicht, was ihn zu dem Ausspruch veranlasste: «Bist a schlechte Frau, allweg a deutsche Hausfrau bist du nicht!» Ich fand sie köstlich, diese Bemerkung; aber selbstverständlich wusste er am Morgen von allem nichts.

Neben ihm lag ein serbischer Infanterist. Still erhob er sich von Zeit zu Zeit von seinem Lager, ging einige Schritte vor, kommandierte «rechts um», salutierte, legte die Finger an die Hosennaht und stierte dann viertelstundenlang bewegungslos in eine Ecke. Nach diesem Dienste machte er neuerdings militärisch stramm «kehrtum», salutierte wieder und ging ins Bett.

Zwischenhinein ertönten wilde Laute: Ja-o-ja! Serbische Schmerzensschreie. Nicht immer vermochte man zu unterscheiden, ob es Phantasien waren oder klar bewusste Schmerzensrufe.

Das war meine Gesellschaft während langen und bangen Tagen und Nächten. Alle erholten sich, sogar der Sanitätsleutnant Jaroslaw. Später kam noch Oberleutnand von Haid dazu. Auch diesen pflegte ich, bis die Krisis vorüber, dann aber erkrankte ich selbst, nicht am Typhus, aber an Erschöpfung und zum Teil an Sublimatvergiftung. Ich übte nämlich nur zu radikale Prophilaxis, doch konnte ich immerhin Infektion damit verhüten. Als Vorbeugungsmittel benutzte ich: Tägliche Waschungen des ganzen Körpers, buchstäblich von Kopf bis zu den Füssen mit Petrol, gemischt mit einem Teil Olivenöl. Petrol allein macht die Haut wund. Die Hände wusch ich nach jeder Krankenberührung mit Sublimat, was natürlich per Tag hundertmal vorkommen konnte.

Ursache des Flecktyphus.

Immer ist es Elend, was den Flecktyphus verursacht. Schon vor Jahrzehnten betrachtete man es als feststehende Tatsache, dass das Zusammenleben grösserer Menschenmassen den Flecktyphus erzeuge, weshalb

man denselben auch Schiffs=, Kerker=, Lazarett= und Kriegstyphus nannte. Schlechte Luft, schlechte Nahrung, Hunger und Elend betrachtete man als Krankheitserreger. Der Flecktyphus war von Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als die ständige Typhusform in allen Ländern Europas verbreitet. Während der Napoleonischen Kriege erreichte er seine grösste Ausbreitung. Nachher schien er eine zeitlang aus Europa verschwunden zu sein, doch tauchte er in den Vierzigerjahren wieder auf und zwar sowohl auf den britischen Inseln wie auch in Oberschlesien, Polen, in den russischen Ostseeprovinzen, in Mitteldeutschland und in Südeuropa. Im jetzigen Weltkriege trat er besonders heftig an der galizischen Front und in Serbien auf. Wenn man Kriegselend, enges Zusammenleben etc. als Krankheitsursache annimmt, möchte es stimmen. Durch die allerneuesten wissenschaftlichen Untersuchungen, wie sie gegenwärtig von hervorragenden französischen Bakteriologen in Nisch durchgeführt werden, konnte das folgende als absolut sicher festgestellt werden:

1. Die bisherige Annahme sei nur richtig mit Bezug auf das rapide Umsichgreifen der Krankheit; je enger das Zusammenleben der Menschen und je grösser das Kriegselend im allgemeinen sei, Schützengrabenleben etc., desto fruchtbarer das Krankheitsfeld; aber die Krankheit selber entsteht durch die Laus und zwar ganz speziell durch die Läuse, die sich in lang getragenen Kleidern festsetzen. Eine Laus, die Fieberblut getrunken hat, infiziert; Kopfläuse jedoch nicht.

2. Aber nicht jede Kleider=Laus infiziert. Es ist durch tägliche Experimente, die während der letzten Epidemie gemacht wurden, genau erwiesen, dass

a) nur die Mutterlaus infiziert,

b) dass selbst diese Mutterlaus erst am achten Tage durch ihren Biss den Menschen gefährlich werden kann, da das von ihr eingesogene Krankengift volle sieben Tage braucht, bis es infektionsfähig geworden ist.

Hierin liegt ein ausserordentlicher Trost für alle diejenigen, die sich vor Ansteckung fürchten. Können doch Millionen Läuse innert dieser Zeit vertilgt werden, teils durch Desinfektion, die doch täglich in solchen Epidemiezeiten vorgenommen wird, oder durch hundert andere Hantierungen. Denn zur Unterdrückung wird ja vom ersten Auftreten an ungemein viel getan. Wäre es nicht so, würde eine Epidemie überhaupt nie erlöschen, die letzte aber wurde auffallend schnell unterdrückt.

Allerdings hat sie eine Zeitlang Menschenleben gemäht wie Gras. In alle Volksschichten hinein kam sie, auch in vornehme Kreise. Wie um Gotteswillen ist das nur möglich, höre ich voll Entsetzen fragen. Ja, wir in der Schweiz, die wir in so geordneten, ruhigen Verhältnissen, in so luftreinen und staubfreien Gegenden leben, wir, die wir nichts wissen von all dem ungeheuren Kriegselend, das sich ausserhalb unserer Grenzen abspielt, können uns freilich kaum vorstellen, wie gebildete Menschen überhaupt zu Läusen kommen können.

Wer aber an der Front gewesen ist, der weiss es. Kein Schützengraben, keine Kaserne, kein Feldlager, kein Lazarett ohne Läuse, denn von den Schützengräben oder vom Schlachtfelde kommen die Kranken oder Verwundeten oft ohne Kleiderwechsel in die Spitäler. Wohl werden sie bei ihrer Ankunft ausgezogen, gewaschen oder gebadet, mit frischen leinenen Kleidern ins

Bett gesteckt und die alten Kleider gründlich desinfiziert. Aber diese Läuse verhacken sich oft so in die Haut, dass man sie gar nicht sieht. Damit kommen sie ins Bett, ins Stroh, zum Ärzte- und Pflegepersonal und mit den Verbänden, wohinein sich die lausigen Schmarotzer besonders gern verkriechen, in die Operations- und Verbandsäle — kurz, sie sind allüberall zu finden. Sind die Läuse nicht infiziert, sind sie nicht von Belang; man kann sich schliesslich auch an sie gewöhnen. — — Aber, wenn dann die Epidemie ausbricht, verbreitet sich diese eben riesenschnell und wer fliehen will, verschleppt sie mit sich in die Bahn, in die Droschken usw. Hunde und Katzen tun das übrige; ich sah solche im Gefangenenlager, nachher wieder bei uns, in den Zimmern, auf den Betten, in den Armen der Pflegerinnen und der Kranken. Ich opponierte, trotzdem ich diese «Viecher» selbst sehr lieb habe; aber hier waren sie für mich Krankheitsverschlepper. Es nützte nichts; in der Stadt erschoss man sie — in unserm Spital duldete man sie —; die gute «Mutter» tot, andere Damen krank, richtiger Ersatz nicht da — es war eine hässliche Zeit . . . . . .

Also, die Epidemie erreichte ihren Höhepunkt. Täglich trug man Erkrankte fort aus unserm Spitale, täglich füllten sich die Isolierbaracken immer mehr und auch die Gräber. Die grossen Lager lichteten sich und auch der Ärztebestand und das Pflegepersonal.

Warum gerade so viele Ärzte gestorben, frug man mich. Warum? Sie hatten keine Zeit mehr, an sich zu denken. Tag und Nacht waren sie an der Arbeit, und wenn sie eine Minute Ruhe hatten, waren sie zu erschöpft, um sich noch desinfizieren zu lassen; so ging es halt, wie es ging. In dieser Not rückte dann allerdings

Okrushna Hospital. Die österreichischen und serbische Offiziere und Aerzte wurden hier untergebracht. Im Garten Dr. med. Vovislav Milowanowitsch, eine Autorität gegen Flecktyphus. Wenige Patienten starben unter ihm: Herr Dr. Ernst von Zürich war trotz aller Pflege nicht zu retten.

Isolierungsbaracken hinter dem Spital, woselbst die Autorin Flecktyphuskranke verpflegte.

Gymnasium in Nisch, welches die grosse russische Mission in einen Spital umwandelte. Die ganze Einrichtung hat sie mitgebracht.

Cela-Kula Hospital, woselbst gewöhnliche Gefangene und die Zivilbevölkerung verpflegt wurden. Arbeitsfeld von Dr. Ernst aus Zürich.

Dr. med. Ernst von Zürich, gestorben als Opfer seiner Liebestätigkeit am 18. März 1915 am Flecktyphus im Okrushna Hospital in Nisch.

Die Mission von Dr. Viktor Kuhne in Genf.

Schweizergräber auf dem Friedhof in Nisch: Dr. Ernst und weitere von obiger Mission ruhen hier.

Dr. Tschieder aus dem Wallis ebenfalls am Flecktyphus gestorben.

Zum letzten Gang.

von allen Seiten Hilfe ein. Frankreich sandte über 200 Ärzte, England ebenfalls über 100; Russland kam mit sehr grossen Missionen, die selber ganze Spitäler übernahmen und komplette Einrichtungen mitbrachten. So wurde denn rasch alles bekämpft; aber manch einer von dieser fremden Hilfe bezahlte seinen Liebesdienst mit dem Leben, auch herbeigeeilte Schweizer.

Diesen allen möchte ich die Worte von Herrn Dr. Wutschetitsch ins Grab mitgeben, die er anlässlich der Totenfeier des englischen Arztes Dr. Ridlay gesprochen: «Von der Wiege bis zum Grabe ist nur ein kleiner Schritt und für diesen kurzen Weg macht der Mensch oft Pläne, länger als die Ewigkeit.»

«Ach ja, die Gedanken gehen weit — aber der Tod ist nahe. So ging es auch mit diesem Gentleman. Bleich, still, tot liegt er vor uns, aber er ist dennoch unter uns; ja, er ist unser geworden, er, der so weit her über die Meere gekommen ist, um uns zu helfen in unserm schweren Leide, wohl wissend, dass wir dasselbe ohne fremde Hilfe nicht zu tragen vermöchten. Seine Seele atmete Humanität. Den Schwachen eine Stütze zu sein, das bewog ihn, zu uns zu kommen, zu uns, die wir so ungerecht erdrückt werden sollten.

«In den Tagen, als das schon lange geschürte Feuer zu einer grossen Flamme über Europa zusammenschlug, als plötzlich alle zivilisierten Ideen des aufstrebenden Serbien zu schanden gemacht, das schöne Land vernichtet werden sollte, da trieb es den edlen Verstorbenen hieher, in der Hoffnung, uns nützen zu können, fühlend, dass die Arbeit für die wenigen serbischen Ärzte eine nicht zu bewältigende werde, und so kam er. Warmherzig, wie er war, begann er seine Arbeit in ernster

Ausführung seines ersten Grusses: «Ich will mein möglichstes tun und werde erst glücklich sein, wenn mir all das gelingt, was ich zu tun willens bin».

«Aber es sollte ihm nicht gelingen. Krankheit ergriff ihn. Seine Reise war vollendet» . . . . . .

«Als ich in banger Stunde nach der Adresse seiner Mutter frug, da schaute er mich an, gross, sinnend. — Warum diese Frage, warum? Seine Gedanken gingen alsdann in die Ferne. Die menschlichen Gedanken sind unendlich. Wer kann sie erforschen? Vielleicht, sie trugen ihn hin in sein Mutterland — vielleicht, sie trugen ihn hinüber ins Jenseits oder blieben stehen bei seiner Mutter!

«Gott tröste sie! Er allein kann ihr sagen, was ihr Sohn in der letzten Stunde Liebes von ihr geträumt, dass sein Leben ewig unvergesslich bleiben wird, dass er gestorben sei für eine heilige Sache, gestorben für eine Nation, die mit seinem Mutterlande befreundet ist und dessen Grab unter uns ewig ein Symbol seines edeln Denkens und Handelns bleiben wird.

Gott segne ihn!»

Ja, Gott segne ihn und Alle, die ihre Liebe für Serbien mit dem Leben bezahlten. Und nun:

Ruhet sanft!

2. Reserve-Hospital mit über 1000 Patienten.
Im Vordergrunde der Chefarzt, er wurde auf der Flucht von Albaniern ermordert. Auf der Wiese Reconvalescenten.

Oesterreichische Offiziere verpflegt von Ministers Damen.
Links Madame Iowanowitsch, rechts Madame Trifcowitsch.

Im Verbandzimmer. Ein armer Junge von Schabatz mit 4 schweren Wunden, gefunden zwischen den Leichen von Vater, Mutter und zwei jüngeren Brüdern.

Benützung der Corridore während dem grössten Verwundetenandrang. Dieselben waren breit, hell, rein und besassen Zentralheizung.

Zum Abschiede.

Fast tut es mir leid, nicht auch gestorben zu sein. Es wäre ein schönes Sterben gewesen, so mitten aus humaner Tätigkeit heraus. Es sollte nicht sein und so lebt man halt weiter und denkt zurück an eine Welt voll Elend, voll Liebe, voll Arbeit und Aufopferung.

Und dabei bleibt der Sinn stehen bei heroischen Damen, Vorbildern der Nation. Ehren wir die Toten, verehren wir aber auch die Lebenden, und erfreuen wir uns an ihren Liebeswerken, an ihren Erfolgen! Und da schweben mir, neben der Kola Sestara, die wir schon wiederholt in der Arbeit haben kennen gelernt, auch die andern Damenvereine vor, die gleichen Tendenzen huldigen, die auch für die Krieger und ihre Familien sorgen, für die Invaliden, Witwen und Waisen — nicht rivalisierend oder gegenseitig sich bekämpfend, wie das bei Frauenvereinen so gerne vorkommt, sondern sich ergänzend.

Ob Kola Sestara, Shenski Drustwo, Fürstin Ljubitzaverein etc., alle haben Humanität und Patriotismus auf ihrem Programm, alle sind willig, für Gott und Vaterland, für Staat und Kirche, für Hilfsbedürftige und Notleidende, Gesundheit und Lebensglück, Gut und Blut zu opfern.

Zurückgekehrt in mein eigenes schönes Vaterland, grüsse ich euch Serben alle innig und warm. Möchten euere Bestrebungen, von denen euere Seelen durchglüht sind, das Land nach innen und aussen stärken und es

zum endgültigen, wahren Frieden führen, damit sie einmal aufhören kann, die Blutarbeit, die das Volk seit vier Jahren bis ins Innerste erschüttert.

Ruhmreich habt ihr gekämpft, ruhmreich gesorgt und gelitten; ruhmreich möge auch die Zukunft sein in Werken des Friedens und der Kultur!

Vorstände und Delegierte der verschiedenen Damenvereine, der Verfasserin zum Abschiede im Namen der serbischen Frauen für ihre getane Arbeit dankend.
Vorn: Milka Wulowitsch und Helena Marcowitsch.
Hinten: Mara Trifcowitsch und Savka Radigowitsch.

Von Serbien nach der Schweiz in stürmischer Zeit.

In Kriegszeiten durch Kriegszonen zu reisen, ist wahrlich keine Kleinigkeit; trotzdem unternahm ich die Reise von Serbien nach meiner Heimat, nach der vom Völkerwahnsinn umtosten Schweiz zuversichtlich. Wer Pulver und Blut gerochen, den Donner der Kanonen nicht nur hörte, sondern die Feuerschlünde auch blitzen sah, wer im Zentrum der Epidemien lebte und die Kranken pflegte, ohne von einer Kugel gestreift, noch von verseuchter Umgebung infiziert worden zu sein, der kennt keine Gefahr, auch nicht, wenn es durch Meere geht, in welchen heimtückische See-Ungeheuer auf Tod und Verderben lauern. Und so unternahm ich denn getrost meine Heimreise, um nach Erledigung privater Angelegenheiten wieder zurückzukehren zu einem Land und einem Volke, das ich trotz allem Schweren so lieb gewonnen — wer weiss, ob nicht gerade deshalb?

Es war ein herrlicher Sommerabend, an dem ich Nisch verliess, lau die Winde, aromatisch die Luft, mondhell die Nacht und sternenbesät der Himmel. Wohlgeborgen im freundlichen Damenabteil dampfte ich in den jungfrischen Morgen hinein. Derselbe begrüsste mich in Skoplje, dem früheren Uesküp. Taubenetzt lag die ganze Natur, grün war das Tal und grün auch die Hänge; auf den hohen Berggipfeln rings in der Runde dagegen lag noch alter Schnee. Die Wardar zur Seite, ging es dann weiter; sie war mir eine liebe, treue Begleiterin und machte mir viel Kurzweil. Launenhaft und launig ist ihr Lauf; einmal belecken ihre graugelben Wasser saftige Wiesen und Felder, dann wieder wälzen sie sich

plötzlich durch enge Taleinschnitte, auf weiten Ebenen verflachen sie sich zum trägen Strome, um bald darauf im wilden Laufe durch pittoreske Schluchten gepresst zu werden, aus welchen sie in freiheitsdürstendem Übermute tanzend und schäumend sich wieder befreien.

Von Minute zu Minute wechselt die Szenerie — Köprülü kommt, das wie ein Adlernest an steilem Bergeshange klebt. Wieder weitet sich das Tal: herrliche Kulturen, gutgepflegte Getreidefelder und Obstgärten jagen an uns vorbei, Mohnpflanzen schmücken die Felder, hier weiss wie Schnee, meilenweit, dort blutigrot ganze Landstriche bedeckend, Weinreben ranken sich empor, Maulbeerbäume stehen dicksaftig in Reih und Glied; wieder treten zerklüftete Berge ganz nahe an uns heran — die Bahn fährt langsam, ganz langsam — im Schneckentempo kriecht sie vorwärts — wir passieren eine mit Holzbalken gestützte Brücke im Wardartal — kommen wir mit heiler Haut hinüber oder brechen wir mit ihr zusammen? Wer kann es wissen? . . .

Bange sehen wir hinunter in den unheimlichen Strom, blicken fragend hinüber zu den Zeltlagern dem Flusse entlang, sehen hinauf zu den Bergen, allwo sich romantische Militärposten abheben vom Horizont und vom Felsgestein — Schutzwachen gegen die Überfälle bulgarischer Horden, die hierorts zum drittenmale die Brücken gesprengt und damit den einzigen Weg Serbiens mit der Aussenwelt, via Saloniki, unterbrochen haben. Herzlich froh, die Brücke und noch eine ähnliche zweite passiert zu haben, erreichen wir bald schnelleren Tempos die Grenze Serbiens, Tschewtschelje, ein kleines Erdenparadies inbezug auf Fruchtbarkeit des Bodens und rege Industrie . . . .

Noch einmal über die Wardar und wir betreten

griechisches Territorium. Streng war hier die Passrevision, strenger noch die Kontrolle der Sanität. Das Gepäck der Reisenden wurde in einem neuerstellten Sanitätsgebäude in der Bahnhofnähe desinfiziert und oft die Inhaber gleich damit. Diese Prozedur nahm mehr wie eine Stunde in Anspruch; zur Ehre Griechenlands sei jedoch gesagt, dass diese Vorsicht sich wirklich als Weisheit erwies; denn es blieb durch die praktische Anwendung dieser Massregel von Seucheneinschleppung verschont.

Die Abendfahrt von hier bis zur Mündung der Wardar ins ägäische Meer war einzigartig schön: Herrliche Beleuchtung, kühle Winde, herzerfrischendes Grün allüberall; waldbekränzte Höhen wechselten ab mit kurzgrasig-alpinen Bergkämmen — zwischen hindurch wand sich die Wardar, schlangengleich sich schlängelnd um alle Riffe und Kliffe, von Minute zu Minute uns neu entzückend mit stets wechselnden Bildern.

Endlich Saloniki! Wie malerisch liegt diese Stadt halbkreisförmig in stiller Bucht, gegen Norden abgeschlossen mit einem unserem Jura ähnlichen Höhenzuge. Und unter demselben hin zieht sich der alttürkische Festungsgürtel, die Stadt mit ihren typischen Minarets; wundervolle, modern angelegte Spitäler schmücken die Berghalden und prachtvolle Villen, zu Hunderten an Zahl den Quai und vor ihm glänzt das Meer, das von der griechischen Sonne beschienene strahlende Meer, jeden Tag gleich hehr, ewig gleich in seiner Pracht, in seiner Herrlichkeit. Und hier in diesem Milieu hörte ich zum erstenmale wieder seit zehn Monaten «Schwizerdütsch», ächt glarnerisch! Wie mich das anheimelte! Und zwischen diese Heimatlaute hinein ertönte Pfingstgeläute und Herdenglockenklang.

Oben am Berge aber weideten die Schafe, die unzähligen, mit ihren runden Leibern die Halden förmlich bedeckend. Ich war nicht weit von ihnen; unter diesen Grasplätzen aber ziehen sich grosse Parkanlagen, Spitäler und wohlangelegte Friedhöfe hin, griechische und türkische, auch protestantische. Ich besuchte die Lebenden und die Toten; zwischen fremden Gräbern wandelte ich lange — warum auch nicht — in einer Zeit, wo die ganze Welt zu einem grossen Grabe werden will, ist an jedem Grabe unser Platz; da wenigstens ist Ruhe, ist Friede — und in dieser Friedensstunde dachte ich an all die Lieben, die mir der Krieg oder die Epidemie geraubt, dachte an die Legionen Witwen und Waisen, denen der Krieg alles entrissen, was ihnen lieb und teuer war. Wieder läuteten die Glocken und ich ging traurig weiter meines Weges. —

Einige Minuten später betrat ich einen direkt unter der Festung liegenden wundervollen Spital, der noch unter türkischem Regime erbaut wurde, mit Bezug auf Eleganz und innere Einrichtung aber das schönste ist, was ich diesbezüglich bis jetzt gesehen. Hier arbeitet je am Morgen auch Fräulein Jenny, Kaufmanns, in Saloniki, und mit ihr besah ich mir all die blitzblanken und modernen Räume. In keiner Ecke ein Stäubchen — Luft, Licht und Sonnenschein allüberall, das reinste und feinste Sanatorium, mit dem Vorzuge noch, dass hier alles gratis war für die Patienten. Das herrliche Institut ist staatlich, besitzt alle Abteilungen der innern und äussern Medizin und für Infektionskrankheiten harrt noch ein zweckentsprechender Neubau in etwas erhöhter Lage seiner Vollendung. Die Leitung des Ganzen liegt in den bewährten Händen des Direktors und grossen Chirurgen Herrn

Saloniki. Die Hauptstrasse dem Quai entlang.

Landungsplatz.

Alte türkische Festung über der Stadt. Meine Begleiterin, Frl. Jenny von Glarus davor.

Prof. Kassapi und seiner Frau, seinem kundigsten Assistenten! Ehre solch gemeinsamer Zusammenarbeit!

Auch die amerikanische Mission lernte ich während meinen Salonikitagen kennen. Der Träger derselben, Mr. Rev. William C. Cooper, überraschte mich ausserordentlich mit seiner lieben Frau aus der Schweiz, einer Glarnerin aus der Familie Fröhlich-Kuttler. Mit ihnen begrüsste ich ihr Rigiheim mit seiner wunderbaren Aussicht über die Stadt und das Meer; auch ging ich mit ihnen auf ihr Arbeitsfeld hinter alten türkischen Mauern, allwo beide geistig und materiell Armen und Bedrückten liebevoll beistehen.

Nach drei langen Wartetagen kam endlich ein französisches Schiff, das mich nach dem Westen bringen sollte. Ich plante über Italien zu reisen; aber in jener Sturm- und Drangperiode, die die Mitbeteiligung am grossen Völkerdrama heraufbeschwor, war es nicht mehr ratsam, sich mitten ins Chaos hineinzuwagen, und so musste ich mich bequemen, den weiten Weg über Marseille zu nehmen. Die «Memphis» trug mich von dannen — zu meiner nicht geringen Überraschung ging es aber nicht direkt nach dem Westen, sondern wir tanzten lustig nach dem Osten, nach der den Dardanellen vorliegenden Insel Lemnos, der Flottenbasis der vereinigten Mächte.

Lemnos! Mit etwas eigentümlichen Gefühlen näherten wir uns am zweiten Tage dieser in der Kriegszone liegenden Insel. Noch weit von der Küste entfernt, hielten uns Torpedos an. Als Schiff der französischen Marine mit französischer Besatzung an Bord, waren wir allerdings jeweilen leicht legitimiert. Aber auch da galt das alte Sprichwort: Trau, schau, wem! Sich selbst überzeugen, war Maxime, erst nachher wurde geglaubt.

Ich habe so ein Situationsbildchen festgenagelt in meiner Kamera, wurde dann aber äusserst unsanft verwarnt; ich begriff es — gehorchte auch sofort. Da mir aber die Kamera nicht konfisziert wurde, wie ich erwartet hatte, behielt ich das Bildchen.

Nur etwa zwei Stunden hielten wir uns im Hafen auf. Es wurden Papiere ausgetauscht, die Auswechslung der Post wurde vorgenommen und dann ging es wieder langsam zum Hafen hinaus, an ungeheuren Transportschiffen und einer Unmasse Kriegsobjekten, kleineren und grösseren Kalibers, vorbei. Vor den Dardanellenoperationen der Verbündeten sah es hier allerdings noch ganz anders aus; über 100 Kriegsungeheuer waren da verankert: Frachtschiffe, Schaluppen, Segler, Motorboote in unübersehbarer Menge und in der buntesten Zusammensetzung, da alle Seeporte von Tunis-Marseille bis Havre vertreten waren — ein Anblick, wie Lemnos ähnliches noch nicht gesehen, ein imposantes, malerisches, kosmopolitisches Bild! Und auf den Anhöhen schimmern Zelte, noch heute. Indische und australische Truppen erhielten dort oben ihren letzten Schliff zur Bluttaufe den Dardanellen entlang. Weitere werden ausgebildet, um auf die Schlachtbank geführt zu werden! O Welt! Wann wirst du endlich vernünftig? Wann hören die Menschenschlächtereien auf? Mich stimmte die ganze Kriegssphäre so unendlich traurig, dass ich froh war, von dannen dampfen zu können.

Flott steuerten wir nach diesem unfreiwilligen Absteher nun dem Westen, Pyräus zu. Gerade angenehm war auch diese Strecke nicht. Starke Strömungen brachten unsere leichte «Memphis» ganz bedenklich ins Schwanken. Lustig rollten wir von einer Seite auf die andere, manch-

mal gings rücklings in die Tiefe, was Rückenmark und Magen jeweilen völlig den Halt nahm und damit auch den armen Menschen das Gleichgewicht entzog. Viele verschwanden alsdann still — kaum, dass man wusste wohin! Mir selbst war die ganze Situation nicht einmal sehr unangenehm; man vergass dabei für Stunden an die Unterseebote zu denken! Also auch unter südlicher Sonne Elend und Jammer — auch unter griechischem Himmel Weh und Ach; doch alles geht vorüber, auch der Tanz auf den Wellen. Nach einer zwanzigstündigen Fahrt landeten wir in Pyräus und es winkte uns Athen.

Ein gottvoller Morgen geleitete uns dorthin; wir benutzten die Elektrische. In 40 Minuten waren wir dort. Herrliche Palmengärten begrüssten uns, an vornehmen Quartieren gingen wir vorüber; zwischen den weissschimmernden Häusern sprosste saftiges Grün, Terrassen glichen kleinen Parkanlagen, wunderlieblich, feenhaft muteten uns diese paradiesischen menschlichen Wohnstätten an; ach, so ein Heim zu besitzen, das muss Seligkeit sein!

Im Norden der Stadt aber türmt sich riesengross die Akropolis empor. Mit dem Himmel scheint sie sich zu verschmelzen. Auf ihren Gipfel zog es mich mit dämonischer Gewalt. Einen Blick auf die Uhr! Gott sei Dank: es reicht! Das Bähnchen bestiegen, und fort gings im Nu hinauf in himmlische Höh. Welch ein Rundblick! Zu Füssen die gottbegnadete Stadt ins herrlichste Grün gebettet, im Vordergrunde das glänzend blaue, unendliche Meer, ringsum und um klassische Schönheit, klassische Kunst, erhabene Werke, erhaben und edel noch im Verfall! Ach, hier hätte ich sitzen mögen und schauen und träumen und lauschen den Stimmen uralter Ver-

gangenheit nicht auf Stunden — nein, auf Wochen, auf Jahre des Lebens. Ganz im Banne der Natur und der Wunder einer ehemaligen Welt, vergass ich die Gegenwart ganz. Unsanft wurde ich plötzlich an sie zurückerinnert: das Bähnchen läutete. Es brachte mich zum Schiff zurück. Sonnengold zitterte auf leichtkräuselnden Wellen, Rosenwölklein zogen am Horizont dahin, frischer Wind strich übers frohbelebte Verdeck. Langsam führte uns die «Memphis» in die offene See hinaus, an hundert Schiffen und Schiffchen vorbei. Unsere Maschine stampfte, das Dampfross schnaubte, schrill ertönte die Essglocke zwischen hinein; diese Musik stand vielen weit über jeder andern Poesie. Als unsere kulinarischen Genüsse beendigt waren, schwammen wir schon weit vom Lande. Die Dämmerung ging über in völlige Nacht. Sternenschein flackerte über die dunklen Wasser hin; magisch wirkten ihre stillen, zitternden Lichter vom Himmelsdome herab in unser Herz hinein; sie luden uns ein, an den Allmächtigen zu denken, der Gewalt hat über Leben und Tod, der die Geschichte der Völker lenkt nach seinem Ermessen und der auch uns leitet nach seinem Sinn.

Kein Schlaf wollte mich diese Nacht in süssen Schlummer wiegen. Schlafen?! Es wäre mir vorgekommen wie seelischer Mord! Mit offenen Augen lag ich da — mein Geist war wieder oben auf der Akropolis. Auf den zerfallenen Stufen des Parthenon, dem Tempel der Pallas Athene, ruhte ich. Wieder träumte ich mich 2000 Jahre zurück und lebte noch einmal ein Leben an klassischer Stätte, umgeben von klassischer Poesie. Vor meinem Blick tauchten Götter und Göttinnen auf ohne Zahl: Poseidon, der wilde, trotzige, gewaltige Sturmerreger!

Auf leichtbeschwingten Rossen mit seinem Dreizack in der Hand fuhr er daher über nasse, tanzende Wogen! Heilig ist ihm Ross und Delphin, aber auch Stier und Fichte, da er, als Gott des Meeres und des Wassers auch über Quellen und Flüsse regiert, somit nicht nur sturmpeitschend wirken will, sondern auch erdernährend, welterhaltend.

Und dann schwebte vom Himmel hernieder Pallas Athene selbst, die Tochter des Zeus, die Göttin des reinsten Lichtes, bewaffnet mit Pallas, der Lanze, Symbol des zickzackigen, geschleuderten Blitzes. In jungfräulicher Schönheit und klassischer Reinheit und Jugendkraft setzte sie sich nieder auf den Stufen des ihr geweihten heiligen Tempels. Wie ihr Vater, ist auch sie voll Kraft und Klugheit, voll Einsicht und Liebe. Sie beschützt ihr Volk in jedem Kampf und in jeder Gefahr. Kunst und Wissenschaft beschirmt sie, segnet Ackerbau und Gewerbe, staatliche Ordnung und Rechtspflege, Schiffahrt und Fischfang, kein Wunder daher, dass sie als Lieblingsgöttin von ihren Landeskindern verehrt und angebeten wird, besonders in Athen.

Und vor dieser Göttin defilierte alsdann vorbei: die Poesie. Homer legte ihr seine beiden Epen Ilias und Odyssee zu Füssen. Sie sah den Kampf von Troja, den Zorn des beleidigten Achilles, die grossen Taten des grossen Helden bis zu Hektors Tode — aber auch die Rückkehr des Odyssee aus Troja und die Bestrafung der frechen Freier seiner tapferen und treuen Gattin Penelope. Gewaltig ist die Sprache, die Homer in seinen Dichtungen, 800 Jahre vor Chr., geführt, unnachahmlich der Versbau seiner Poesien, gross die Schilderung der Natur und der Ton ist rein und fromm wie sein Ge-

müt. Noch heute sind seine Werke vorbildlich. Der Poesie folgt die ernste Wissenschaft. Auch diese zollte der Göttin ihren Tribut. Solon, der weise Gesetzgeber trat auf den Plan. Patriotische Feuergeister schlossen sich an, und den Schluss bildeten die Philosophen, helle Geister, klare Köpfe: Pytagoras mit seinen Lehrsätzen, die schon manchem Studenten die Hölle heiss gemacht; Diogenes, die verkörperte Bedürfnislosigkeit, den wir uns nicht vorstellen können ohne sein Fass; Sokrates mit seinem Schüler und vertrautesten Freund Plato.

Mit Sokrates begann die Glanzzeit der griechischen Philosophie. Auf dem Wege der Erfahrung und durch logische Begriffbildung suchte er zur richtigen Erkenntnis vorzudringen. Zur wahren Sittlichkeit wollte er die Menschheit führen. Mit der Durchführung dieser Grundsätze machte er sich aber erbitterte Feinde. Man sah in seiner Lehre eine Gefahr für die Religion — eine Verleitung der Jugend; er wurde eingekerkert, man reichte ihm Gift; er leerte den Becher bis zum letzten Tropfen und starb 399 v. Chr. in Athen, mutig für seine Ideale und in der festen Gewissheit der Unsterblichkeit seiner Seele.

Wir, die wir im 20. Jahrhundert leben und vermeinen, die höchsten Kulturgüter ergriffen zu haben, stehen wir nicht beschämt an den Gräbern all dieser Geistesheroen, die mehr denn 2000 Jahre vor uns gelebt?! Dienen uns dieselben nicht heute noch als ruhmwürdige Vorbilder?

Nachdem diese grossen Geister alle aber ihre Augen geschlossen hatten, da musste es Griechenland an sich selbst erfahren, dass mit ihnen der Stolz der Nation heimgegangen war. Das höchste und heiligste der Güter, der strahlende Ruhmeskranz von Patriotismus, Macht,

Bildung, Kunst und Wissenschaft sind mit ihnen verblasst. Nachdem die weisesten Führer des Reichs tot, wand sich Griechenland 2000 Jahre lang unter wechselnder Herrschaft. Römer, Venezianer, Türken machten ihre Einfälle und regierten. Venezianern verdankt man die vandalistische Zerstörung der edlen Kunstwerke und heiligen Tempel, auch denjenigen auf der Akropolis. Erst im Jahre 1830 wurde das Land endlich wieder selbständig. Heute regiert Konstantin I., sein Vater wurde in Saloniki das Opfer eines Meuchelmörders.

Über Griechenland zu reisen, klassische Stätten zu sehen und darüber zu schweigen, kam mir vor wie Sünde. Ich habe es deshalb hier nachgeholt.

* * *

Dreimal ging die Sonne über den Wassern auf und dreimal ging sie wieder unter, nirgends Land, nirgends ein Schiff, nirgends weder Anhalt noch Aufenthalt. Zum viertenmale durchquere ich das Mittelmeer und jedesmal ist der Kurs ein anderer. Diesmal steuern wir direkt Malta zu. Der Weg ist lang, die Sonne brennt; das Meer ist spiegelglatt und die Luft heiss. Wir faulenzen und schwitzen — schön, wirklich herrlich, ist nur die Nacht. Wie wohl tut der kühle Wind, wie schmeichelnd küsst er uns die roten Wangen und die heissen Augen. Es schläft die See; es träumt das Meer; kaum, dass es sich bewegt; über demselben aber halten die lieben Sterne treue Wacht — jeden Abend mit gleicher Liebe und immer mit gleichem himmlischen Glanz.

So glitten wir über die nasse Flut dahin, wunschlos, nach und nach beinah gedankenlos, kaum dass wir noch an Gefahren dachten. Endlich tauchte wieder ein Polizei-

schiff auf, das uns kontrollieren wollte. Auch diesmal bestanden wir das Examen prompt — kamen somit wieder mit heiler Haut davon. Bald war Malta in Sicht; auf schroffen Felsenriffen türmt sich die Stadt auf; noch nie in meinem Leben habe ich ähnliches gesehen, trotzdem ich bald die ganze Welt umsegelt habe. Die Hafenanlage ist imposant, der Aufbau der Stadt über Felsen und Klippen einfach grandios!

Selbstverständlich gingen wir hier alle an Land resp. bestiegen die Stadt. Anders konnte man einen Gang dorthin wohl nicht nennen. Höher und immer höher hinauf schlängelt sich der Weg und winden sich die Strassen durch Wälle von Häusern bis wir endlich auf der Zinne der Stadt, auf dem baumbeschatteten und blumengeschmückten Promenadenplatz ankamen. Unvergleichlich war der Ausflug von dieser natürlichen Burg aus, von jedem Punkte ein neues Bild uns bietend! Hinunter auf den Hafen sahen wir, den vielgestaltigen und seltsam geformten, über den man sich aber nicht näher aussprechen darf, weder in Wort, noch in Schrift, noch in Bildern — so hiess es irgendwo in englischer Sprache — und auch «schauen» sollte man gleichsam nur mit verbundenen Augen; aber man sah genug und alles was man sah, war sehenswert, imposant, originell! Festungswerke — Schiffsmasten — Palmengärten — stolze Kirchen und Paläste — Lazarettstätten und Kriegskolosse — und dazwischen als lebende Bilder: Fährmann und Kutscher — langzottige, schwarz- und weissgefleckte Ziegen, ganze Rudel, den Bewohnern süsse Milch abgebend — Malteserinnen in ihrer vornehmen, originellen Tracht, ganz schwarz mit einer hutförmigen, sonnengeschützten, links elegant gerafften Mantille, alles an einem

Britisches Rot-Kreuz Schiff, das ununterbrochen zwischen England und Saloniki kursierte, Serbien dienend.

Inneres des grossen Spitals in Malta, das ich besuchte.

Stück — kurz: ein farbenprächtiges Bild von ganz eigenartiger Abwechslung. Niemand, der diese stolz und grossangelegte maltesische Hauptstadt einmal gesehen hat, wird sie je wieder vergessen können.

Da ich schon in Serbien gehört, dass die Verwundeten der franco-englischen Flotte nach Malta verbracht werden, interessierte ich mich ausserordentlich für diese Sache. Und richtig, es war so. Wie Lemnos, auch Limnos genannt, Flottenbasis geworden ist, so wurde Malta mit seiner Hauptstadt «La Valetta» eine Hauptstation für die Verwundeten und Erkrankten. Zu meiner Zeit befanden sich bereits über 5000 da, aber täglich kämen neue Transporte, hiess es und so wird die 300 Quadratkilometer grosse maltesische Erde auch neben den stationären Lazaretten noch mit manchen Feldzelten der armen zerschossenen Menschen bedeckt werden müssen. Grossartig wie ein Schloss erhebt sich zwar, einem langgestreckten Felsrücken entlang, das neu erstellte und modern angelegte Militärspital über dem Hafen; breite Terrassen und geschützte Veranden geben dem Ganzen vornehmen und wohnlichen Anstrich. 3000 Kranke können dort bequem untergebracht werden. Aber auch in der Stadt selbst befinden sich riesige Gebäulichkeiten zur Aufnahme von Verwundeten, die man von aussen eigentlich gar nicht sieht. Ich stand vor schwarzen hohen Mauern und vor einem halb geschlossenen Tore, über dem die mir so wohlbekannte Flagge des Roten Kreuzes hing. Ich trat ein. Schüchtern bat ich um die Erlaubnis, Anlage und Einrichtung zu besehen. Ich legitimierte mich — Papiere hatte ich ja genug — und sie genügten auch, und nachdem noch eine hohe englische Exzellenz dieselben überprüft hatte, durfte ich eintreten und mit

einem Führer alles besehen. Ein Führer aber war wahrhaftig notwendig; denn hinter den Mauern verborgen war eine ganze Welt, terrassenförmig aufgebaut, in quellenden Gärten förmlich versteckt, lag Gebäude an Gebäude; im ungeheuren Hofe, zwischen Blumenbeeten und lauschigen Lauben befanden sich aufgeschlagene Zelte, Rekonvaleszenten dienend. In den grossen Flügelbauten überraschten mich grandiose Säle. Der eine, zwei Stockwerke hoch, wurde mir als der grösste Saal der Welt bezeichnet, hundert Betten waren hier plaziert, man sah sie aber kaum; alles war nobel, vornehm, fürstlich; grossartige Kunstwerke zieren die Fries eines andern Raumes — Wappenschilder — die uns ins bewegte Mittelalter versetzen, über welches wir an anderer Stelle noch sprechen werden.

Zu den Patienten tretend, grüssten uns hier meist Australier und Indier. Freundlich salutierten sie, auch diejenigen, die sich kaum bewegen konnten. Wie leid taten sie mir, die armen schwarzen Kerls, so fern von ihrer heimatlichen Scholle, die sie so glühend lieben wie wir die unsrige auch. Alle schauen traurig unter dem weissen Turban, den sie auch im Bett tragen, hervor. Ich sprach freundlich mit ihnen — sie verstehen ja englisch — ihre Augen wurden nass; nicht über grosse körperliche Schmerzen klagten sie — aber allen tat das Herz weh, ach, so bitter weh. Wie gut konnte ich sie verstehen, habe ich doch ihre Heimat gesehen.

Die Bewohner Maltas zeigen sich den Verwundeten gegenüber aber ausserordentlich freundlich gesinnt. Die hohe Welt rivalisierte, um ihnen das Leid vergessen zu machen; Freikonzerte auf der hohen Promenade werden für sie veranstaltet und wöchentliche Gesellschaftsnach-

mittage mit Verpflegung und Geschenkabgabe an einen jeden. Zu diesen Versammlungen werden sie mit Omnibus und Kutschen abgeholt und wieder in den Spital zurückgebracht. Zweimal in der Woche werden alle Vehikel für die Verwundeten requiriert; es ist dies auch eine Art Liebestätigkeit und zweifellos eine dankbare und Herzen verbindende.

Was Krieg heisst, darüber weiss allerdings Malta ein langes Lied zu singen.

200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, schon unter den Phöniziern und nachher unter den Karthagern, kam es 216 v. Chr. unter die Römer, dann unter die Goten und nach kurzem Wandel, 533 n. Chr., unter die griechische Herrschaft, 870 an die Araber, 1090 an die Normannen. Mit Sizilien wurde die umstrittene Insel von den Hohenstaufen, 1266 von Anjou, 1284 von Arragonien erworben. Karl V. gab sie den Johannitern, die sie 1565 gegen die Türken verteidigten, 1798 kam sie in napoleonischen Besitz und 1800 endlich in englischen, in welchem sie bis heute verblieb. Für England bedeutet die Insel im Mittelländischen Meere natürlich einen überaus wertvollen Stützpunkt, sowohl für den Welthandel wie aus militärischen Gründen. Der Volksstamm jedoch ist italienisch. Einwohner: etwas über 200,000.

Nach diesen Betrachtungen und Studien rollten wir wieder von dannen; mit Recht darf ich diesen Ausdruck gebrauchen; denn, kaum aus dem windgeschützten Hafen heraus, setzte eine heftige Böe ein; bedenklich schaute der kundige Kapitän nach dem sturmgefärbten Horizont. «Wir werden eine schlimme Fahrt bekommen», sagte er — und so kam es auch; drei Tage und Nächte hatten

wir rollende See — bis zum Schluss der Reise — bis nach Marseille!

Marseille! Mit der aufgehenden Sonne begrüssten wir das Ziel unserer neuntägigen Seereise. Mit welchem Wonnegefühl näherten wir uns der Küste! Alles war vergessen — auch die rollenden Wogen — waren sie doch noch lange keine Kanonenschüsse und keine Torpedopfeile. Wie ungeduldige junge Pferde trampelten wir auf dem Verdeck herum; wir mochten den Moment nicht erwarten, der uns wieder auf feste Erde absetzte. Die meisten wollten schnell mit dem Zuge weiter, die einen nach Paris, die andern nach London; nach der Schweiz war ich allein. Aber unsere Geduld wurde lange in Anspruch genommen. Um acht Uhr waren wir noch an gleicher Stelle, und um neun Uhr auch. Unbeschreiblich viele Formalitäten waren da zu erfüllen, sanitarische und polizeiliche. Bei der Passrevision wurde mir derselbe entzogen. Ich erbat ihn mir zurück. Lakonisch legte sich eine schwere Hand darauf und es wurde mir bedeutet: der Pass bleibt hier!

Ich bat um Erklärung.

«Gehen sie auf die Präfektur — Abteilung Hafenpolizei», lautete die Antwort. Mit etwas langer Nase zog ich ab, und nach einer halbstündigen Irrfahrt betrat ich die Präfektur, aber es wurde fünf Uhr bis ich meine Papiere wieder in meine Hände bekam; doch, das machte mir alles nichts — ich war überglücklich, schliesslich noch einen einsichtsvollen und gerechten Richter gefunden zu haben.

An diesem Tage reiste ich nicht mehr weiter; ich war zu müde. Die beschwerliche Schlussfahrt auf dem Meere und die Aufregung des ganzen Tages legten sich läh-

Interessante Transportbrücke in Marseille.

Notre Dame de la Garde, auf dem Berggipfel, Marseille und das Meer überblickend.

mend auf mein Gehirn, ich konnte nicht mehr denken und ging schon zur Dämmerzeit zur Ruhe.

Am Morgen aber war ich wieder hellauf, früh schon begab ich mich zu der auf hoher Felsenkante thronenden Notre Dame de la Garde. Eine Drahtseilbahn führt hinauf. Ich benutzte sie.

Wie die Stadt sank und sank! Wie von einem Fesselballon aus war sie zu überblicken. Und dann tauchten Berge auf, von denen vorher, versteckt im Häusermeer, nichts zu sehen war — Festungen kamen zum Vorschein, grandiose Werke — und über schroffe Bergrücken hinüber öffnete sich der Blick aufs weite, weite Meer und, in sein sonniges Blau gebettet, grüssten kleine romantische Inseln herüber.

Wie froh war ich, mir diesen herrlichen Frühmorgenausflug noch gegönnt zu haben. Jetzt hatte ich eine Idee von Marseille und seiner paradiesischen Umgebung und von dem Meere, das in seiner ganzen glänzenden Schönheit ausgebreitet lag, nahm ich wehmütigen Abschied.

Ich betrat den Dom. Die stimmungsvolle Beleuchtung, der halblaute Gesang weissgekleideter Jungfrauen, leise, leicht vibrierende Orgeltöne stimmten auch mich stimmungsvoll. Kerzen brannten neben mir, Toten gewidmete. Auch ich zündete eine an im Gedanken an die serbischen Helden und Heldinnen, die gefallen sind als Opfer ihrer Pflicht — und noch eine zweite zündete ich an im Gedanken an die ganze Welt — für alle, die im grossen Ringen und Kämpfen der jetzigen grausamen Zeit die Augen geschlossen haben für immer — ja, für alle, für Freund und Feind, denn, ein jeder hatte eine Mutter, die nun um ihn weint, oder einen Vater, der um ihn trauert, oder sonst was Liebes, Frau und Kinder, die

nun ewig ihn vermissen und vergebens schmerzlich sich nach ihm sehnen. Jedem leuchte ein Licht hinein in sein dunkles Grab.

Ich habe das gelernt in Serbien. Jeder, der starb, erhielt seine Kerze. Der Kamerad zündete sie an seinem Kameraden; er erleuchtete sie aber auch dem sterbenden Feinde — und dann stand er bei ihm und betete stumm; wie oft sah ich das und jedesmal ergriff es mich.

Doch jetzt: Lebet wohl, ihr Lebenden und ihr Toten, die ich in weiter Ferne gelassen. Lebewohl auch herrliches Meer, das mich in Lust und Leid getragen. Von deinem belebten Gestade geht es nun fort in meine Heimat, und statt Wellenberge grüssen mich dort Berge mit ewigem Schnee, Alpenfirn und Gletschereis — aber auch grünende Felder, Blumenflor und Rosen ohne Dornen.

Und bei ihnen, hoch oben im Gebirge, wo sonst nur die Gemse springt und der Adler haust, halten heute treue Wacht die Alpensöhne der freien Schweiz. In Ost und West, Süd und Nord hüten sie die Grenze und üben Aug' und Hand, um in Stunden der Gefahr gerüstet zu sein für jede Abwehr.

Heute noch Friedensinsel im tobenden Weltenmeere, können wir doch nicht wissen wie es morgen sein wird.

Heilig ist unser Land — heilig sind unsere Institutionen und heilig auch ist uns die Freiheit. Keiner im Schweizerlande, der nicht für dieses Dreigestirn willig Gut und Blut lässt, sollte dasselbe von irgend einer Seite angetastet werden!

Keiner!?

Eine Schande, wenn es anders wäre!

Wenn man zehn Monate auf dem Kriegsschauplatze gewesen ist, bei einem Volke, das ebenfalls für sein

Mutterland Wohlstand und Glück, Gut und Blut gegeben, wenn man unter ihm gelebt und in Wahrheit Blut gestillt und Wunden verbunden hat, dann erst lernt man verstehen, was es heisst, im wahren Sinne ein Patriot zu sein, ein Held im Kriege, aber auch ein Held im Dulden und Leiden!

Ja, Schweizersöhne, die ihr nebst dem täglichen «Spatz» und dem täglichen Brot noch euere Soldatenstuben habt, wo ihr euch finden, unterhalten und wärmen könnt, kostenlos — wo ihr für wenige Rappen in familiärer Weise den Durst löschen könnt und aufs Brot noch Butter und wenn es sein muss Konfitüren aufzustreichen bekommt — wisst ihr, was Krieg ist?

Nein, was Krieg ist, wisst ihr nicht!

Wer noch kein Blut hat fliessen sehen auf tosendem Schlachtfelde und den Jammer nicht angehört auf demselben und das Stöhnen der Schwerverwundeten — wer das Schützengrabenleben noch nicht durchgemacht mit seinen Entbehrungen, besonders im Winter, ohne Kleiderwechsel oft monatelang, der kennt die finsteren Mächte jammervoller Kriegsaktivität noch nicht.

Herrlich, wenn unsere Mannen an der Grenze dies nie erfahren müssen!

Zurückgekehrt aus wirklicher Kriegsmisere, möchte ich meinen eigenen Landsleuten als «Grüss Gott» zurufen: Unser Volk darf nicht klein sein. Gross muss es sein — gross nach jeder Beziehung — gross in seinem ganzen Sinnen und Denken und Handeln — nur dann verdienen wir, eine Friedensinsel zu sein und auch zu bleiben.

* * *

Du aber, liebes Serbien, das unermesslich, unbeschreiblich geblutet und gelitten, trage deine schwere Bürde weiter mit stets gleichem Mut und Gottvertrauen. Noch bist du nicht am Ziele, noch sind deine Wünsche, die dir Lebensbedürfnis geworden, unerfüllt, immer wieder stellen sich dir neue Hindernisse in den Weg, und neue Steine versperren dir den Vormarsch. Bevormundet und geknechtet, einmal von hüben, einmal von drüben, stehst du immer wieder neu vor ungelösten Rätseln. Was dein ist, und dir mit dem Bukarester-Friedensvertrag rechtskräftig zugewiesen wurde, sollst du heute wieder herausgeben, um nicht in einen fünften Krieg verwickelt zu werden, und gehst du vorwärts, dem adriatischen Meere zu, so schreit man dir von anderer Seite wieder ein vierfaches «Halt» entgegen, und doch ist dein Verlangen nach einem Anschluss ans Meer ‹siehe kurzer historischer Überblick eingangs dieses Buches› wohlbegründet und begreiflich.

Ja, hätte man dir gelassen, was du nach dem letzten Balkankriege innegehabt, hätte dich Übergewalt nicht wieder aus deinem Durazzo vertrieben, so würde heute wohl Ruhe sein in deinem Lande und vielleicht in der übrigen Welt auch!

— Ende —

NEU!

Als Fortsetzung:

Serbien 1915/16, dunkle Tage, 64 Seiten Fr. 1.—.

Bei der Autorin direkt zu beziehen.

Von der gleichen Verfasserin:

C. STURZENEGGER, ZÜRICH

⟨Postadresse: Postfiliale IV, Rämistrasse Zürich 1⟩

sind bereits erschienen und können von ihr bezogen werden:

Osmund oder Friede auf Erden. Schwedische Preisschrift, Ehrenmeldung Genf 1896 und Paris 1900 ⟨vergriffen⟩.

Kurzgefasste Schweizergeschichte. Ehrenmeldung Genf und Paris. ⟨Die erste Schweizergeschichte, vom pazifistischen Standpunkte aus bearbeitet.⟩
Neue Auflage in Vorbereitung Fr. 2.—

Bei den Kranken und Verwundeten in Tokyo während des russisch-japanischen Krieges. ⟨Illustriert⟩ Deutsch und japanisch erschienen. Dankesmedaille. Fr. 1.—
Japanisch Fr. 2.—

Henri Dunant, Begründer des internationalen Roten Kreuzes und der Genferkonvention. **Sein Leben und sein Werk** nebst übersichtlicher Darstellung der Tätigkeit des internationalen Roten Kreuzes von der Gründung ⟨1864⟩ bis heute. Eine Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestande des internationalen Roten Kreuzes und der Genferkonvention. ⟨31 Seiten mit 6 Abbildungen⟩ 8°. Zürich 1914. Verlag: Art. Institut Orell Füssli. Fr. 1.— ⟨80 Pf.⟩

Henri Dunant, fondateur de l'œuvre internationale de la Croix Rouge et promoteur de la «Convention de Genève». **Sa vie et son œuvre.** Publication souvenir à l'occasion du cinquantenaire de la «Convention de Genève.» Traduit de l'allemend par Maurice Dunant, neveu et exécuteur testamentaire d'Henri Dunant. Une brochure de 32 pages en 8° avec 6 illustrations. Zürich 1914. Editeurs: Art. Institut Orell Füssli. Fr. 1.— ⟨80 Pf.⟩

Serbisches Rotes Kreuz und internationale Liebestätigkeit während der Balkankriege 1912/13. Ein Erinnerungsblatt mit über 100 Originalaufnahmen der Verfasserin. ⟨128 Seiten⟩ 8°. Zürich 1914. Verlag: Art. Institut Orell Füssli. Fr. 2.— ⟨Mk. 1.60⟩

Von den Tagesblättern und Zeitschriften aller Richtungen des In- und Auslandes überaus günstig beurteilt und warm empfohlen.

Serbien im europäischen Kriege 1914/15. Nach Briefen, Dokumenten und eigenen Erlebnissen, mit über 100 Orig.-Aufnahmen. ⟨173 Seiten⟩ 8°. 1915. Ebenfalls warm empfohlen.
Fr. 3.— ⟨Mk. 3.—⟩

Serbien am Jahresende 1915. *Dunkle Tage.* ⟨64 Seiten⟩ 8°. 1916. Fr. 1.—

La Serbie en guerre 1914–1916. Episodes vécus et illustrés de 120 photographies par une Suissesse au service de la Croix-Rouge. Un volume in-16 Fr. 3.50

C467 B

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

QL OCT 17 1994

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 034 547 0

Uni